# Eine Verschwörung in Venedig.

## Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert

von

**Wilhelmine Guischard,**

Verfasserin der „Hunyady“ und „Foscari“.

---

### Zweiter Band.



**Berlin 1867.**

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

# Erstes Kapitel.

„Nun, edler Herr, Ihr denkt doch nicht daran, uns auch schon zu verlassen?“ wandte sich Francesco Cornaro an den Senator Bembo, als sie eben in Begleitung des Cardinals den Quai erreichten, wo ihre Gondeln bereit lagen. „Das Hauptfest kommt nach — und Venedig soll dabei die herzogliche Familie in ihrem Glanze sehen —, aber heute des Verlöbnisses Vorfeier!... Auch Ihr, Vetter Donato, kommt mit uns! Ein paar Stunden der Nacht sind noch unser; sie in Einsamkeit hinbringen, hieße der Frau Fortuna wenig Ehre erweisen, die uns heute so glücklich die Würfel geworfen — ein Glas für sie!“

Die Freunde waren gern bereit, der Einladung zu folgen.

Bembo, der sein verrätherisches Werk von zwiefachem Erfolge gekrönt sah, befand sich in besonders angeregter

Stimmung, wie man das von einem Bräutigam erwarten konnte, der zu all den seine Heirath leitenden Hauptmotiven sich nebenbei auch noch recht ordentlich verliebt fand und nun im Begriffe stand, der jugendlich schönen Braut mit der Nachricht ihrer nahen Verbindung die Schwüre seiner Liebe zu bringen und auf ihre mädchenhaft erglühenden Wangen den ersten Kuß zu drücken.

Die Liebe, halb himmlischer und halb irdischer Natur, wie die Menschen selbst, ist vielleicht in ihren verschiedenen Nuancirungen der einzig wahre, untrügliche Maßstab für den Gehalt der Seele: dem idealen Menschen eine Blüthe, die im Jenseits keimt, aber mit ihrem Duft das ganze Erdenleben beseligend durchwürzt, die den Blick, der sie in ihrer reinen Schöne einmal geschaut, aufwärts leitet für immerdar, die Hand, welche sie berührt, weiht, in der Brust des Sterblichen, der von ihrem Sein durchglüht wurde, den Keim der Göttlichkeit entfaltet und im Verschmelzen der Geister zu schöner Harmonie aus dem Irdischen das Ewige reift, den Himmel auf die Erde verpflanzt; — der gemeinen Natur, die nur das Leben der Sinne, die Mächte der Erde kennt, wird die Liebe zum Dämon, dessen heißer Kuß mit der flüchtigen Stunde verweht,

nichts zurück läßt, als Leere und Ueberdruß, und, statt der Seele durch seine Berührung einen höheren Flug zu verleihen, ihre Flügel nur tiefer in den Erdenschlamm hinabdrückt.

Eine Natur wie die Bembo's hatte aus dem Duft dieser köstlichen Blüthe nur Nahrung für die Sinne gezogen; da er nie über das Stadium der Verliebtheit hinausgekommen war, so hatte ihn auch nur die äußere Schönheit der Braut entflammt und sein Herz nach ihrem Besitze lüstern gemacht, ohne ihr stummes Zittern, ihr Entsetzen bei seinem Anblick zu beachten, ohne auch nur das Bedürfniß eines geistigen Verständnisses zu ahnen. Ihre Seelen waren sich fremd und antipathisch; er liebte sie nur mit den Augen, wie ein Weltmann ein schönes Mädchen zu lieben pflegt.

„Du hättest dein Wort zu der schnellen Verbindung nicht geben, Marina noch Zeit lassen sollen, sich in das Unvermeidliche zu schicken — es war übereilt!" sagte der Cardinal beim Aussteigen aus der Gondel leise zu seinem Bruder, nachdem sie während der Fahrt noch über die Hochzeit und verschiedene sich daran knüpfende Arrangements gesprochen hatten.

Francesco zuckte die Achseln. Er wollte etwas erwiedern, wurde aber durch die Annäherung der Freunde

verhindert, in deren Gesellschaft sich die Brüder in die oberen Gemächer ihres Palastes begaben.

Von den Damen war Niemand sichtbar.

Auf seine Frage erfuhr Signor Francesco durch den im Vorgemache wartenden Pagen Catterino, daß Signora Nani sich unwohl befinde, Marina aber, die sich gleichfalls auf ihr Zimmer zurückgezogen, nicht mehr gestört sein wolle.

„Melde meiner Tochter sogleich unsere Rückkehr — den Besuch des erlauchten Senators Bembo!" befahl Cornaro. „Wir erwarten sie in meinem Zimmer zum Nachtmahle."

Auch Bembo fügte noch einige süße Worte seiner Ergebenheit hinzu, auf die der Page, mit den Gefühlen seiner jungen Herrin bekannt, sich nicht versagen konnte, eine boshafte Bemerkung zu wagen.

Dann gebot der Hausherr den Dienern, verschiedene Weine zu bringen und das Nachtessen auftragen zu lassen.

Marina saß während dessen in ihrem Boudoir, welches an das bekannte Balkonzimmer stieß. Die Thür war ein wenig geöffnet, aber die herabgelassenen seidenen Vorhänge verdeckten den Blick nach außen. Das gedämpfte Licht einer farbigen Ampel hüllte die Gegen=

stände des zierlichen, kostbar möblirten Gemaches in magischen Schein; es verlieh dem etwas bleichen Antlitz des Mädchens eine fast durchsichtige Klarheit und dunkelte den Glanz ihres Veilchenauges. Obgleich sie sich in ihrer Hauskleidung, dem gebräuchlichen, knapp anschließenden, schwarzseidenen Corset befand, fiel doch heute der Cendaletto mit ganz besonderer Anmuth über Stirn und Brust, umschloß in graziösen Falten die schlanke Taille und contrastirte wunderbar mit der blendenden Weiße der Schultern und den in reichen Wellen hervorquellenden Haarflechten. Man konnte sich nicht leicht ein lieblicheres Bild denken.

Mit einer Handarbeit beschäftigt, saß das Mädchen scheinbar ruhig am Tische, aber die Erwartung des süßesten Glückes lag auf ihren bewegten Zügen, spielte um die halb geöffneten rosigen Lippen, mischte in den Blick sanfter Kindlichkeit das stille, schwärmerische Sehnen der Jungfrau. Ja, heute endlich, nach langem Harren, sollte sie den Geliebten wiedersehen! Die Trostlosigkeit ihrer Lage, Angst und Thränen waren vergessen, der Himmel mit seiner Seligkeit wog nicht die Wonne dieser Hoffnung auf. Die Stunde nahte heran; wie ihr das Herz schlug — wie sie lauschte! ihr Athem stockte fast vor innerer Bewegung!

Was war das? Sie hörte nahende Tritte, aber sie kamen von der inneren Seite des Hauses — es war nicht der leise und doch so selbstbewußte Schritt des Geliebten.

„Was gibt es, Catterino?“ rief sie dem hastig eintretenden Pagen entgegen, und ihre Wange erblich vor Schreck. „Dein Erscheinen zu dieser Stunde kann nur Unheil bedeuten!“

Der Knabe nickte unwillkürlich. „Edle Gebieterin, sie sind Alle da — Eccellenza erwartet Euch.“ Und mit einer halb höhnischen und doch zugleich bekümmerten Miene fügte er die von Bembo erhaltene Bestellung hinzu.

Marina kämpfte, ihre hervorquellenden Thränen zu unterdrücken. „Ich kann nicht — mein ganzes Herz empört sich dagegen!“ rief sie voll Schmerz. „Und gerade jetzt, wo er kommen sollte, ich so glücklich, so sicher vor jeder Störung war! Heilige Mutter Gottes, hilf Du!...“ Ihr Haupt sank auf die Brust. „O, Catterino, rathe mir — ersinne ein Mittel, daß ich hier bleiben kann, ich will es dir danken mein Leben lang!“

Das Mädchen war aufgestanden; sie hatte die Hand des Knaben gefaßt und sah ihm angstvoll ins Antlitz.

„Horch! Ich glaube, er kommt schon. Vernahmst du kein Geräusch?“

Catterino schüttelte das Haupt. „Es ist das Wellenrauschen — der Sturm bläst vom Lido, er treibt das Wasser in starken Fluthen in die Lagunen, daß es gegen das Mauerwerk anschlägt. Sonst hör' ich nichts,“ entgegnete er mit trübem Blick. „Theure Gebieterin, hier gibt es keinen Rath; Ihr würdet nur Verdacht erregen und Euren erlauchten Vater erzürnen. Ich bitte Euch, geht jetzt! Ich will indeß Wache halten, und so wie der Nobile kommt, geb' ich Euch einen verstohlenen Wink. Wenn die Signori dem Weine tapfer zusprechen — und am Willen hierzu scheint es nicht zu fehlen, denn sie sind alle sehr heiter gestimmt —, so entschlüpft Ihr ganz heimlich... Daß man Euch hier nicht überraschen soll, dafür verpfänd' ich Euch Ehre und Seligkeit!“ setzte er mit der Exaltation der Jugend hinzu.

Von unüberwindlichem Abscheu ergriffen, stand Marina eine Minute unbeweglich. Ihr in lieblichen Träumen eben noch so freudig strahlendes Antlitz war wie von eisigem Gifthauche erstarrt, ihre Miene zusammengepreßt, der Blick düster, wie unter dem Bewußtsein einer Schuld. Wieder trat der Zug unver-

kennbarer Entschlossenheit, welchen wir schon früher im Gespräche mit Giulietta zu bemerken Gelegenheit hatten, bei ihr hervor, und man fühlte, daß, wie kindlich auch ihr Gemüth, unter dieser stillen, bis dahin unbewegten Oberfläche doch eine feste Willenskraft schlummerte.

„Catterino," sagte sie, den Kopf erhebend, und in ihrem Antlitze flammte es auf, „du bist der Einzige, dem ich in diesem Palaste vertrauen darf, der ein Herz für mich hat. Mein Vater stößt mich fühllos ins Elend; die goldgestickte Robe ist ihm mehr werth, als das Glück seines Kindes — er hat mich nie geliebt! Wenn nicht die Hoffnung, aus der Ferne leuchtend, mich mit Kraft erfüllte, ich würde den kurzen Lenz des Lebens vergessen und durch einen Sprung von diesem Balkon auf ewig der Schmach entfliehen, die mein Vater mein Glück nennt! —" Des Mädchens Stimme zitterte bei den unseligen Worten, aber sie drängte gewaltsam den hervorbrechenden Strom ihrer Gefühle zurück. „Ich gehe — halt' du die Wache! aber sage ihm, wenn er kommt, nichts von all dieser Qual!" Die Hand auf die Brust gepreßt, schritt sie hastig aus dem Zimmer.

Heller Lichtglanz, lebhafte Unterhaltung und das Klirren der Becher drang Marina entgegen, als sie sich den Gemächern ihres Vaters näherte.

Bei ihrem Eintritt erhoben sich die Gäste. Vom Weine nicht minder als von Rache, Triumph und Liebe berauscht, nahte sich ihr Bembo in zwangloserer Weise, als er das bisher zu thun gewagt: während er ihr süße Betheuerungen zuflüsterte, umschlang sein Arm ihre Hüfte, seine Lippen suchten sich den ihrigen zu nähern, und das Auge leuchtete ihm in Wohlgefallen, als es über die zarte Mädchengestalt hinglitt.

Auch Francesco Cornaro empfing seine Tochter zärtlicher, als sonst. Sie in die Arme schließend, bereitete er sie auf ihre nahe Hochzeit vor, sprach seine Freude über dieses Ereigniß aus, ermunterte auch sie zur Fröhlichkeit und führte sie dann mit Segenswünschen, in welche alle Anwesenden einstimmten, wieder dem Bräutigam zu.

Das Nachtessen war aufgetragen. Auch Signora Nani, die es für ihre Pflicht hielt, bei Anwesenheit von Fremden am oberen Ende der Tafel zu präsidiren, fand sich trotz ihres Unwohlseins zum Mahle ein, welchem noch der Hausgeistliche und einige Verwandte der Cornaro'schen Familie beiwohnten.

Marina fand ihren Platz neben dem Verlobten, der sich wenig mehr an dem lebhaften, bald wieder um die politischen Kämpfe sich handelnden Gespräche der Pa=

trizier betheiligte, sich ausschließlich seiner Braut widmend. Er hatte ihr eine kostbare Perlenschnur um Hals und Arme gelegt. Durch Versicherungen seiner Liebe und Ergebenheit, durch Schilderungen ihres künftigen Glückes suchte er ihr Vertrauen zu gewinnen, sie sich zugänglicher zu machen. Wie man Kindern Spielzeug zeigt, um ihre Scheu zu überwinden, so versprach er ihr Juwelen, schöne Kleider, Schauspiele und Lustfahrten — ihre Wünsche sollten ihm Gesetz sein; wonach ihr Herz verlange, er wollte es ihr schaffen.

In sich versunken, willenlos, wie unter der Einwirkung einer fremden Macht saß das Mädchen da. Sie that, was man von ihr forderte, antwortete, wenn sie gefragt wurde; aber es lag in Allem eine völlige Gedankenlosigkeit; sie hörte blos mit den Ohren, ihr Geist war weit abwesend. Nur wenn Bembo's Hand verstohlen die ihrige faßte, sein Athem sie anwehte, durchzitterte es sie, ihre Wangen wurden bleicher, ihre Blicke ängstlicher, sie hätte in einem einzigen Aufschrei die innere Qual aushauchen mögen.

Erst der Name Foscarini, der mehr als einmal durch das Geschwirre der Unterhaltung wie ein harmonischer Klang durch wildes Wogengebrause ihr Ohr traf, rief alle Lebensgeister in ihr wach. Sie horchte

mit Anstrengung dem Gange des Gespräches, aber etwas entfernt sitzend und von Bembo fortwährend belästigt, konnte sie in dem Durcheinander der verschiedenen Stimmen den Zusammenhang nicht erfassen. Nur Eines wurde ihr klar unter tiefem Weh: daß Alle, auf die das Leben sie hingewiesen, die Blut und Sitte sie verehren und lieben hießen, daß sie Alle von Haß gegen den Einen entbrannten, dessen theures Bild durch den Nebel der Lichter, der reich besetzten Tafel, der animirten Gesellschaft hindurch ihre trübe Seele mit sonniger Klarheit umleuchtete. Er sollte sie erlösen aus diesem wüsten Babel; mit ihm wollte sie fliehen, weit, weit — in reinere Sphären, wo Stille, Glück und Friede sie umfing.

Endlos schien ihr der Abend, und ihre Blicke irrten suchend, aber vergebens nach der Thür. Erst gegen den Schluß des Mahles, als der große Humpen auf das Wohl der Brautleute gefüllt wurde, sah sie den Pagen leise eintreten.

Die Glück- und Trinksprüche, welche nach damaligem Gebrauch noch eine größere Rolle als heute spielten und in Reimen von Mund zu Mund gingen, brachten einige Unordnung in den Kreis, und Catterino fand Gelegenheit, sich der Herrin einen Moment flüchtig zu

nähern. Wie er ihr zuraunte, war Foscarini wirklich gekommen; er wartete ihrer in dem kleinen Boudoir. Catterino hatte die Thür desselben verschlossen und steckte dem jungen Mädchen heimlich den Schlüssel zu.

Wie schlug ihr das Herz! sie wagte nicht aufzublicken, aus Furcht, ihre Augen möchten zum Verräther an ihr werden. Aber noch mußte sie eine qualvolle Viertelstunde ausharren; erst dann erhob man sich, und als sie nun endlich, von ihrem Verlobten befreit, unbemerkt durch die Thür entschlüpfen wollte, trat zu ihrem Schrecken ihr noch wieder der Cardinal entgegen, der sie während des Abends mehr als einmal mit theilnahmvollen Blicken betrachtet hatte. Er küßte ihr in väterlicher Weise die Stirn und wollte sie in eine Fensternische ziehen.

„Bitte, laßt mich!“ bat Marina, die einen neuen Aufenthalt fürchtete, mit leisen, hastigen Worten. „Ich möchte auf mein Zimmer — ein wenig allein sein! Edler Oheim, entschuldigt, aber....“

„Fehlt dir etwas?“ fragte er besorgt. „Deine Blässe fiel mir schon bei deinem Eintritt auf.“

„Ich weiß es nicht. O, laßt mich!“ bat sie dringender, indem ihre Blicke scheu zu ihrem Vater und Bembo hinüberflogen und die Angst sie fast überwältigte.

„Mein Kopf schwindelt, in meiner Brust klopft es, als sollte ich an den Schlägen ersticken!“ Sie wollte sich seinen Armen entwinden.

„Nicht so; ich will Signora Nani benachrichtigen — sie soll dich begleiten, mein Kind... Du siehst krank aus,“ sagte theilnehmend der Cardinal, der Miene machte, ihren Vater zu rufen. „Auch kannst du nicht gehen, ohne dich vorher von Signor Bembo zu verabschieden. Er würde sich durch solche Achtlosigkeit mit Recht verletzt fühlen — du bist diese Rücksicht schon deinem Vater schuldig.“

„Oheim, um aller Heiligen willen, laßt mich allein gehen!“ flüsterte Marina, plötzlich erglühend, indem sie ihn bei der Hand zurückhielt. „Bitte, sagt nichts! Helft mir nur unbemerkt fort, und entschuldigt es, wenn man mich vermissen sollte — ich verspreche, bald wiederzukommen.... Oheim, beim Andenken meiner Mutter beschwöre ich Euch, habt Erbarmen und laßt mich fort!“

Ton und Ausdruck des Mädchens trugen alle Zeichen der größten Aufregung, und der Prälat sah sie voll Befremden an. Beim Schlusse ihrer Worte wollten sich seine Brauen zusammenziehen, doch ihr ängstlich flehender Blick schmolz wider Willen die Strenge aus seinen

Zügen, und seine Hand glitt instinktartig liebkosend an ihren blonden Haaren hinab.

Es war unter den älteren Gliedern der Familie kein Geheimniß, daß, als er einst, vom Auslande heimkehrend, Marina's Mutter als die Gattin seines zweiten Bruders gefunden, der Schmerz darüber ihn in den geistlichen Stand hineingetrieben, und er der früh Verstorbenen bis auf die heutige Stunde ein theures Andenken, ihrem Kinde eine väterliche Theilnahme bewahrt hatte.

Cornaro ließ seine Nichte gewähren, die, nachdem sie ihn ihretwegen beruhigt und nochmals versprochen, gleich wiederzukommen, schnell das Zimmer verließ. Er erfüllte auch ihre Bitte, bei seinem Bruder und Bembo die augenblickliche Entfernung zu motiviren, aber nichts desto weniger hatte sein forschender Blick in ihrer Erregung und dem scheuen Niederschlagen ihres Auges das Vorhandensein eines Geheimnisses gelesen, zu dem er weder im körperlichen Unwohlsein, noch in ihrer Abneigung zu Bembo den Schlüssel fand.

Marina flog indeß mehr als sie ging durch die stattliche Zimmerreihe, über Gallerien und Corridore nach dem von ihr bewohnten Palasttheile. Als sie an das verschlossene Boudoir kam, zitterte sie so heftig,

daß sie sich an die Wand lehnen und Athem schöpfen mußte. Sollte sie ihn wirklich Aug' in Auge sehen? Der Wechsel war so jäh und der Wonne fast zu viel für eine Menschenbrust — sie brach in Thränen aus.

Armes Herz, das, so ruhelos in seinem Sehnen und Hoffen, dennoch dem Glück wie dem Schmerz gleich widerstandslos erliegt — das so glühend und tief zu fühlen vermag und doch nicht einmal fähig ist, die mächtigsten Eindrücke in ungeschwächter Stärke durch die Einwirkungen der Zeit hindurch zu tragen! mit dem Geiste die Unendlichkeit fassend und mit der irdischen Natur an die engen Grenzen der Zeit und ihre Wechsel gebunden, nach Freiheit ringend und ewig ein Sclave!.... Aber diese Doppelnatur des Menschen leiht wiederum dem Genius seine Schwingen. Indem sie den Erisapfel in die Brust jedes Sterblichen wirft, ist sie zugleich das treibende Element auf Erden, die Ursache alles Kämpfens und Strebens, dessen, was in dem sittlich-freien Wesen aus der Niederlage den Sieg und aus dem Vergehen die ewige Dauer erzeugt.

## Zweites Kapitel.

Foscarini, der nach der Trennung von Zeno sich nur bis zum Rialto hatte rudern lassen, war, um jeder Spur einer möglichen Entdeckung auszuweichen, zu Fuß durch das Labyrinth kleiner Gäßchen und hofartiger Plätze gegangen, in denen sich in Venedig nur ein sehr geübter Fuß zurecht zu finden vermag.

Nachdem er arglos an dem spanischen Palaste vorübergekommen, langte er diesmal von der entgegengesetzten Seite zu San Polo an, begab sich vermöge eines schmalen Bretterganges bis in die Nähe des Balcons, und, durch keine Störung aufgehalten, erstieg er denselben in gewohnter Weise.

Durch Catterino benachrichtigt, hatte er schon eine geraume Zeit gewartet und stand, als Marina die Thür fast unhörbar öffnete, am Fenster. Noch ergriffen von des Freundes Abschied, hoffnungsvoll, siegreich und doch

so düster, ließ er das Auge unruhig am wolkigen Himmel hingleiten, während seine Gedanken unstät durch den Strudel der schnell aufeinander drängenden Begebenheiten schweiften und von der Vergangenheit zur Zukunft ahnungsvoll die Brücke schlugen.

Bei dem leisen Geräusch der nahenden Schritte wandte er sich schnell um, eilte der Geliebten entgegen und schloß sie stumm an seine Brust. Fast eine Minute verging, ehe ein Laut über ihre Lippen kam; beide zu bewegt, um gleich Worte zu finden.

Wie die Sonne nur köstlicher leuchtet, wenn nach gewitterschwerer Nacht ihr Strahl mit tausendfachem Farbenschimmer sich in den Thautropfen bricht, die gleich Brillantgefunkel an Blatt und Blüthe hangen, so empfanden sie nach allem vorhergegangenen Weh und der Gefahr, mit welcher sie diese Götterstunde erkauften, nur um so tiefer das Glück, sich endlich nahe zu sein. Aber wie köstlich auch der Rausch, bittere Tropfen stahlen sich in den Freudenbecher; ob sie die Augen schlossen, der Abgrund umgähnte sie furchtbar von allen Seiten.

Mehrere Tage waren vergangen, seit sie sich nicht gesprochen, und viel hatte sich in Beider Lage verändert; obgleich Catterino nichts verrathen, der Nobile

wußte, daß die Verlobung geschlossen war, und Bembo sich häufig im Palaste befand. „Der Senator war wieder hier?“ fragte er, und sein Auge suchte dabei auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele zu erforschen, was Worte sich auszusprechen scheuten.

Des Mädchens Blicke hingen voll Vertrauen an den seinigen. Sie nickte stumm und drückte das Haupt nur fester an seine Brust, als hätte sie hinter dieser schützenden Aegide Zuflucht suchen wollen gegen die sie bedrohenden Gefahren.

„Du zitterst, in deinen Augen Thränenspuren!“ rief Foscarini, und das Blut stieg ihm in die Schläfe. „Was ist dir begegnet? Sprich, was hat sich der Schurke erlaubt? Ich las schon zwischen den Zeilen deines Briefes....“

Erschreckt über seine Heftigkeit, wollte Marina läugnen, ihn besänftigen — nicht jetzt sollte er daran denken. Doch selber nur zu sehr die eben noch erfahrene Schmach fühlend, färbte sich ihr Antlitz mit dunkler Röthe, und Thränen entstürzten von Neuem ihren Augen.

Foscarini verstand sie; seine Zähne legten sich fest über einander, seine Brust athmete schwer. Gibt es für einen Ehrenmann, für eine stolze Heldennatur wie die seinige größeren Schimpf, als das Weib seiner Liebe

den Zudringlichkeiten eines Nebenbuhlers ausgesetzt zu wissen? Kein Laut kam hervor, aber alles, was er empfand, lag ausgedrückt in dem Blicke, mit welchem er das theure Wesen betrachtete.

Marina schmiegte sich ängstlicher an ihn. „Geliebter, o laß uns fliehen, ehe es zu spät ist — noch diese Nacht!“ flüsterte sie, ihn zum ersten Male mit dem süßen, vertraulichen „Du“ nennend, das nur erst schüchtern und leise sich über ihre Lippen stahl. „Ich folge dir, wohin du gehst — dein Loos ist das meine!“

Foscarini sah sie an; eine Fluth von Seligkeit überströmte sein Herz. Reichthum, Rang und Ehre, was galten sie ihm in diesem Augenblicke gegen die Liebe dieses Mädchens? Hier, an ihrer Brust war eine Welt von Glück, aus ihrem Auge strahlte der Friede des Himmels, bei ihr mußte er die Menschen wieder lieben, die das Leben ihn hassen und verachten gelehrt!

„Holdes, geliebtes Mädchen, du wolltest?“ fragte er, der ihre gerötheten Wangen mit glühenden Küssen bedeckte, und sein Auge leuchtete auf in dunklerem Glanze. „Du wolltest mich allein zum Schöpfer deines Glückes machen — dein Schicksal für immer an das meine ketten? O, ein ganzes Leben reicht nicht aus,

dir zu danken — was ich bin und habe, es soll einzig deinem Glücke geweiht sein!"

Er hielt plötzlich inne; die wonnigen Träume, in denen seine Einbildungskraft eben noch schwelgte, sie erblichen vor der Wirklichkeit, und wie schweres Gewölk die Sonne verdunkelt, so überzog tiefe Schwermuth beschattend seine hohe, freie Stirn. Stumm und düster senkte er das Haupt.

Marina war mit schüchternen Blicken dem schnellen Wechsel seines Mienenspiels gefolgt. „Was ist Euch?" fragte sie halb erschrocken, halb beschämt, und wie zu ihrer Entschuldigung setzte sie hinzu: „Ihr ahnt es nicht — nur wenige Tage, und der Verhaßte soll mich zum Altar führen!"

„Nie und nimmer soll er das, so wahr ein Gott über uns lebt!" rief Foscarini.

„Aber warum denn...." Sie wollte fortfahren, hielt jedoch erschrocken inne, als sie sein Gesicht leichenblaß werden und die Qual seines Innern in seinem Ausdrucke hervortreten sah.

„Um aller Heiligen willen, halt' ein!" bat Antonio mit dumpfem Ton. „Ich kann, ich darf nicht — nicht jetzt! Du weist nicht, was es mich kostet!" Er hatte ihre Hand losgelassen und war mit schnellen Schritten

in dem kleinen Gemache auf und ab gegangen. Der gewaltsame Kampf machte seine Züge fast unkenntlich.

Marina, die den Geliebten lautlos beobachtete, stand mit gefalteten Händen. Sie begriff ihn nicht, aber eine Angst, der sie kaum Herr zu werden vermochte, hatte sich ihrer bemächtigt.

Endlich blieb er vor ihr stehen.

„Wolltest du einen Meineidigen zum Gatten, Einen, der die Treue brach — die höchsten, heiligsten Pflichten gegen sein Vaterland vergaß?“ fragte er mit tonloser Stimme, und sein Gesicht ward feierlich ernst. „Nein, Marina, Recht und Ehre fordern, daß ich bleibe — ich kann Venedig nicht verlassen, ehe mein Werk vollbracht, mein Wort gelöst ist!“

Das Mädchen blickte resignirt zu Boden. Was wollte er thun? Welch' dunkler Sinn lag in seinen Worten? welcher Kampf auf seiner bleichen Stirn? Ihre eigene verzweiflungsvolle Lage war weit aus dem Bereiche ihrer Gedanken entrückt, aber hundert Gefahren, von denen sie ihn umringt sah, ließen sie in heftiges Zittern ausbrechen, ohne daß ein Wort über ihre Lippen kam.

Foscarini stand noch immer wie gefoltert; ein Wort von ihm konnte den Schmerz der Geliebten in frohes

Hoffen verwandeln, konnte ihn selbst zum glücklichsten der Sterblichen machen, und doch — er hätte es nie und nimmer gesprochen! Sie leidenschaftlich in seine Arme pressend, suchte er sie mit den zärtlichsten Ausdrücken zu trösten, ihr Muth zuzusprechen. Sein Leben wollte er für sie lassen; so lange ein Athemzug in seiner Brust, seine Hand ein Schwert zu führen vermochte, sollte Bembo sie nie die Seine nennen. Nur zwei Tage möchte sie ausharren....

„Ihr mißversteht mich, nicht an mich denke ich!“ unterbrach sie ihn. „Auch ich wüßte zu sterben, ehe ich ihm folgte, aber du — was willst du thun? welches Werk vollbringen? Neulich sagtest du, daß es sich nur um deinen Freund handelte, und du bei dem, was sie vorhaben, gar nicht betheiligt wärest!“

„Mein Freund ist unterlegen, ist verbannt...“

„Und du?“ wiederholte Marina mit steigender Angst.

„Soll ich den Freund verlassen, wo Rettung noch möglich? Er fiel durch ungerechten Richterspruch, fiel dem Hasse seiner Feinde zum Opfer!“

„O, auch dich hassen sie Alle; auch für deine Freiheit — dein Leben muß ich zittern!“

„Nein, Geliebte, sei ohne Furcht!“ entgegnete Fos-

carini voll Sicherheit. „Das Recht ist auf meiner Seite, Alles verspricht diesmal den Sieg!“

„Den Sieg — gegen wen? Antonio, sie sind ja meines Blutes, auch der Sieg schließt den Tod für mich ein!“ sagte sie erschüttert, und ihr Haupt sank verzagt auf die Brust.

Er stand starr und unbeweglich vor ihr.

Nach einer Pause setzte sie mit leiser, tief-inniger Stimme hinzu: „Wie schuldig sie auch sein mögen, schone sie! Verzeihen ist besser, als strafen! Geliebter, mache den Riß nicht größer, nicht unheilbar — auf meinen Knien will ich es dir danken!...“

Marina hielt plötzlich inne, denn Thüren gingen auf und zu, Stimmen wurden laut.

„Heilige Jungfrau, man kommt — wir sind verloren!“ rief das Mädchen, vor Entsetzen fast zusammenbrechend. „O Gott, ich hatte es bei deinem Anblick vergessen, ich mußte längst schon fort, ich... Dort hinein! Fliehe, daß sie dich nicht finden!“ unterbrach sie sich, indem sie auf das anstoßende Balkonzimmer deutete.

Der Nobile sprang auf. Einen Moment horchte er in banger Erwartung auf die noch ziemlich fernen Stimmen. „Es ist von Bembo die Rede!“ murmelte er leise, und seine Finger kniffen sich zusammen, seine

Hand fuhr unwillkürlich nach dem Dolchgriffe, der in goldener, mit Edelsteinen ausgelegter Scheide in seinem Gürtel steckte.

„Nein, nein, die Gefahr geht vorüber!“ sagte er nach einer Pause athemlosen Schweigens. „Beruhige dich, Geliebte! ich höre deutlich, wie der Page versichert, daß du unwohl, dich schon zur Ruhe begeben. Die Tritte entfernen sich... Alles ist jetzt still, und wir werden nun um so ungestörter sein,“ fügte er hinzu, indem er ihr zärtlich näher trat und den Schreck von ihren bleichen Wangen zu küssen suchte.

„Dem Himmel sei Dank!“ flüsterte Marina, und ein Lächeln glitt über ihr sich schnell wieder röthendes Antlitz. „Der gute Knabe — er hält sein Wort. Merktest du wohl, wie laut er sprach, um uns auf den Besuch vorzubereiten? Er würde mich mit seinem Leibe decken, ehe Gefahr sich mir nahen dürfte.“

„Da könnte ich ja ordentlich eifersüchtig werden,“ meinte Antonio schelmisch, setzte jedoch gleich darauf ernster hinzu: „Konntest du die Stimmen unterscheiden?“

„Es war mein Vater,“ antwortete Marina. „Ich war heimlich entschlüpft — nur dem Oheim hatte ich davon gesagt und ihm versprochen, gleich wiederzukehren.“

„Und Bembo?“ fragte Foscarini weiter. „Sein

Name wurde genannt. Befindet er sich denn gegenwärtig im Palast?"

Marina nickte mit dem Kopfe. „Still! Hörst du nichts?" flüsterte sie, sich seinen Armen entwindend. „O Gott, sie kehren zurück — das ist auch der Muhme Stimme! Ihr Heiligen, seid uns gnädig!"

Foscarini war mit Einem Satze an der Balkonthür.

„Nein, nein, das geht jetzt nicht!" sagte das junge Mädchen, ihn zurückhaltend. „Es ist die Gewohnheit der Muhme, die sich aus den Sternen ihr Schicksal deuten läßt, Abends, so oft sie herkommt, auf den Balkon hinaus zu treten — sie würde dich entdecken, ehe du Zeit gehabt, dich hinabzulassen. Aber wie — mein Gott — wo dich verbergen?"

„Kann ich nicht dort hinein?" fragte Foscarini hastig, indem er auf eine kleine Tapetenthür deutete, durch die man auf einen schmalen, zu ihrem Schlafzimmer führenden Verbindungsgang gelangte.

Marina's Wangen färbten sich hochroth, ihre Blicke irrten scheu und unentschlossen von der Thür zu ihm hinüber.

„Sie kommen!" drang er hastiger in sie.

„So geh'!" antwortete sie leise und nicht ohne innere Ueberwindung. „Halte dich rechts, dicht an der Thür

— dort ist eine Nische mit Garderobestücken, hinter deren Vorhange dich Niemand entdeckt... O bitte, noch einen Augenblick!" rief sie ihm nach. „Mantel und Maske, die stummen Verräther liegen noch hier!" Und ihm die genannten Gegenstände eilig hinlangend, blickte sie nochmals im Zimmer umher. „So, jetzt ist Alles gut, und Gott schütze dich!"

Der Nobile hatte gerade noch Zeit, zu entschlüpfen, und Marina, sich auf das mit vergoldeten Zierathen versehene, mehr elegante als bequeme Canapee zu setzen, ehe ihr Vater die Thür ihres Gemaches öffnete.

Wie vorhin, hatte Catterino auch dieses Mal manches überflüssige Wort zu reden gewußt, und als deren Vorrath erschöpft war, durch ein schnelles Manöver eine so ungeschickte Schwenkung gemacht, daß er der alten Dame die ganze Spitzenborte von ihrem nach florentinischer Mode verfertigten Kleide abtrat und dadurch glücklich neuen Verzug herbeiführte: eine Pagenrache dafür, daß die Signora ihn eben Lügen gestraft, indem sie dem ihr begegnenden Hausherrn mitgetheilt, daß seiner Tochter Lager noch unberührt sei, dieselbe sich also in ihrem Boudoir befinden müsse, worauf Beide zurückkehrten, und Catterino, dem es übrigens nie an der nöthigen Ausrede fehlte, zum zweiten Male

bei Erlernung seiner Stanzen aus dem Tasso unterbrochen wurde.

Signor Francesco begrüßte seine Tochter mit sehr unzufriedener Miene. In harter Rede machte er ihr Vorwürfe über die Rücksichtslosigkeit, mit der sie die Gesellschaft und vorzüglich ihren Bräutigam an einem Tage wie dem heutigen ohne Abschied verlassen.

Ihrer Angst kaum Herr und die unsicheren Blicke vom Vater auf die Muhme gerichtet, entschuldigte sich Marina mit Gründen, die eigentlich keine waren: Es sei anfänglich ihre Absicht gewesen, zurückzukehren, nur als sie den wohlthuenden Einfluß von Stille und Einsamkeit empfunden, hätte sie darauf verzichtet. Sie bat um Erlaubniß, hier bleiben und sich zur Ruhe begeben zu dürfen.

Doch Signor Cornaro war nicht gewillt, sich durch Mädchenlaunen, wie er es nannte, abfertigen zu lassen; nur gekommen, um sie zur Gesellschaft zurückzuführen, beharrte er fest auf seinem Entschlusse. Wie er sagte, hatte Bembo sich schon mehrmals nach ihr erkundigt; er wollte nicht fort, ohne sie nochmals zu sehen, und würde sie selbst aufgesucht haben, hätte er erwarten können, sie noch in ihrem Wohngemache zu finden.

Das junge Mädchen sträubte sich aus allen Kräften;

mit einer Leidenschaftlichkeit, wie der Vater solche bis dahin nie an ihr gekannt, beschwor sie ihn in den flehendlichsten Ausdrücken, sie nicht länger so zu peinigen. Ja, in ihrer Verzweiflung wagte sie nochmals das Geständniß, daß ihr der Senator bis in den Tod zuwider sei, sie ihn nicht sehen, nie die Seinige werden könne.

Ohnedies in aufgeregter, gereizter Stimmung, fuhr der Patrizier wild auf, und ein Zornesausbruch, vor dem Marina bleich zusammenschrak, beantwortete ihre ganz unerhörte Kühnheit.

Gleich einer jungen Birke, über deren schwankenden Gipfel der Orkan zerschmetternd hinbraust, stand sie gebrochenen Muthes, stumm, die Augen zu Boden geschlagen. Plötzlich entwand sich ein leiser Aufschrei ihren Lippen, ihre Hände krampften sich in einander, ihr Auge flog entsetzt nach der Thür.

Die alte Dame, welche an dem Gespräche keinen Antheil genommen, sondern, wie das junge Mädchen vermuthet hatte, auf den Balkon hinausgetreten war, kehrte eben jetzt zurück, und nachdem sie einen seltsam forschenden Blick auf alle Gegenstände umher geworfen, näherte sie sich der Tapetenthür, hinter welcher Foscarini versteckt stand.

Marina's erste Eingebung war, sich ihr in den

Weg zu stürzen; doch schon der nächste Moment zeigte ihr das Unkluge dieser Handlungsweise, und wie zur Bildsäule geworden, blieb sie unbeweglich auf ihrem Platze. Aber die innere Angst wirkte fast betäubend auf sie. Schon sah sie den Geliebten entdeckt, die furchtbarste Scene sich blutig vor ihren Augen entwickeln. Kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn, sie wagte nicht zu athmen, all ihre Sinne waren in den einen des Gehörs aufgegangen.

Erst die rauhe Berührung ihres Vaters, der sie mit barscher Stimme fragte, was ihr fehle, sie dann heftig am Arme ergriff und mit sich fort zur Ausgangsthür zog, brachte sie wieder zu sich selbst.

Den Blick immer noch jener anderen Thür zugewandt, mußte sie folgen — widerstandslos, an Leib und Seele todesmatt und in jener Stumpfheit, die das Gefühl der Nothwendigkeit, Alles über sich ergehen lassen zu müssen, in dem Menschen erzeugt.

## Drittes Kapitel.

Foscarini verbrachte in seinem Verstecke die peinlichste Stunde seines Lebens: im Hause seines ärgsten Feindes, in dieser erniedrigenden Situation, wo der geringste Zufall ihn entdecken konnte, und vor Allem voll Schmerz und tiefer Entrüstung über die Behandlung der Geliebten, stand er mehr als einmal auf dem Sprunge, mit dem Dolche in der Faust sich den Weg zu bahnen und sie gegen den rohen Zwang ihres Vaters zu schützen. Doch die Sorge für die Ehre des Mädchens ließ seinen Arm wieder schlaff hinabgleiten und ihn in dieser ihm verächtlichen Rolle gezwungener Unthätigkeit ausharren.

Er hörte die schleppenden Schritte der alten Dame sich nähern, stillstehen — auch ihm stockte der Athem, und eine Minute lang blieb er in einer Spannung, wie er sie nie zuvor in seinem Leben empfunden. Sein Auge starrte so unverwandt in das Dunkel, als ob es

die Fähigkeit, die ihn umhüllenden Gewänder zu durchdringen, besessen hätte. Er war auf Alles gefaßt; aber die Gefahr ging folgenlos vorüber.

Nachdem die Dame suchend umher geschaut, jedoch nichts gefunden, was einem vielleicht auftauchenden Argwohn zur festeren Basis hätte dienen können, hörte der Nobile sie langsam sich entfernen und gleich darauf auch die Anderen das anstoßende Gemach verlassen. Alles wurde ringsum still.

Nun endlich wollte er fort — wenigstens fort aus diesem Versteck, wo es seinem Stolze und seinem Athem gleich enge wurde.

Noch einmal lauschte er vorsichtig, dann tastete er sich mit leisen Schritten nach der Tapetenthür, in der Absicht, auf dem Balcon Marina's Rückkehr abzuwarten. Zu seinem nicht geringen Verdrusse ward er jedoch inne, daß die alte Dame die Thür hatte in's Schloß fallen lassen, und daß nur ein Schlüssel, den er vergebens suchte, dieselbe von dieser Seite wieder öffnen konnte.

In der Voraussetzung, der Gang stehe auf der anderen Seite mit der Hauptgallerie, wie solche in Venedig die meisten Paläste der Länge nach durchschneiden, in Verbindung und gestatte ihm von dort

einen Ausgang, wagte er, durch weiteres Vordringen sich selbst zu orientiren. Gefahr vor Entdeckung hatte er jetzt kaum zu befürchten, denn einmal war er maskirt, und dann, wie er früher durch Marina gehört, wurde dieser Schloßtheil nur von den Damen bewohnt; auch schien kein menschliches Wesen in der Nähe.

Beherzt ging er vorwärts, öffnete die dort befindliche Thür, sah sich aber zu seiner Ueberraschung statt auf dem Corridor in einem matt erleuchteten Schlafgemache.

Die mit rosafarbigem Seidenstoffe bekleideten Wände, die weiß gestickten Vorhänge, der kleine Betaltar mit einer Madonna von Tizian, so wie überhaupt Zierlichkeit und Sauberkeit dieses Gemaches ließen ihn über die Bewohnerin desselben nicht in Zweifel, und obgleich sein Blick schon beim Eintritt durch ein weibliches Portrait gefesselt wurde, welches, Marina sprechend ähnlich, nur um einige Jahre älter, die größere Fülle der Reife zeigte, so wagte er doch weder in diesem Heiligthum einen Schritt vorzudringen, noch sich überhaupt länger darin aufzuhalten.

Nachdem er noch einmal die edlen Züge des schönen Bildes betrachtet und dann mit schwermüthigem Lächeln, fast mit einem Gefühl des Weh's das Auge durch den

stillen, ihn zauberhaft anwehenden Raum hatte gleiten lassen, zog er sich leise zurück, um wieder seine unbequeme Stellung in der Nische einzunehmen.

Die Minuten dehnten sich ihm zu Stunden. Endlich nahte der flüchtige Tritt des jungen Mädchens. Noch einen Moment, und er war erlöst, Beide lagen sich in den Armen.

„Nur wenige Augenblicke sind mein; die Zofe muß gleich kommen — auch die Muhme hat mir noch nicht gute Nacht gesagt,“ flüsterte Marina, tief Athem schöpfend, wie Jemand, dem nach einem Wege voll Noth, Kampf und Aengsten endlich der sichere Hafen winkt.

Diese wenigen Augenblicke umschlossen eine Welt — ein Meer, das endlos sie umwogte; was vor und hinter lag, es war vergessen — waren Schatten nur, erblichen vor der Allgewalt der Gegenwart. Das ist die Macht der Liebe, daß sie nur sich, das Leben nur noch am Herzschlage des Geliebten fühlt. O süßer Zauber, wie flüchtig und doch ewig! Wenn Alles scheidet, das Leben verweht, wie eines Wanderers Spur im Sande, du Stern aus jener Welt strahlst unvergänglich! Du warst es allein, der Licht und Wärme in dieses Erdendunkel sandte, dem Dasein Werth verlieh!

„Aber fort von hier, wo die Wände mich drücken!“ sagte Foscarini. „Komm' auf den Balcon — das Bild des unbegrenzten Raumes läßt auch das Herz freier schlagen in der Brust. Naht Gefahr, so gleite ich hinab; hier bin ich Sclave von Mauer und Riegel. Beim heiligen Theodor! das war die schlimmste Stunde meines Lebens — eine Gefangenschaft, unerträglicher als in den Kerkern der Zehn: nur Frauenhand durfte solche Ketten um mich schlingen!“

Der Nobile sah sie an; sie lächelte schelmisch.

„Ist er fort?“ fragte er.

„O, wär' er es für immer!“ seufzte Marina. „Wie dein Blick mir die Welt erhellt mit Sonnenschein, so ist es mir, als zöge der seinige mich hinab zu der Erde Tiefen, wo Nacht und Sünde!“

Antonio drückte sanft ihre Hand; es war der Instinct der Unschuld, der sie vor dem Bisse der Schlange sicherer bewahrte, als die Klugheit.

„Bald für immer!“ antwortete er voll Zuversicht. „Harre aus nur wenige Tage; wie es auch kommen mag — und wäre Alles verloren —, dich laß ich nie und nimmer, du bist mein! Kann ich dich nicht als Pfand der Versöhnung aus der Hand deines Vaters empfangen, dann bleibt uns die Flucht. Der Name

ist nur das Kleid des Menschen, Rang und Reichthum sind Schmuck dieses Kleides... Wir werfen ihn von uns," fügte er hinzu, und sein Ton war ernst und feierlich. „Auch jenseit der Lagunen leuchtet die Sonne, blüht der Frühling — ein ewiger Frühling unserer Liebe! Bis übermorgen muß es entschieden sein; mache dich auf alle Fälle gefaßt, auch der Priester soll sich bereit halten, ehe wir das Schiff besteigen, unsern Bund zu segnen. Entweder Sieg oder Flucht!"

Sie waren auf den Balcon hinausgetreten. Das Gewitter war vorüber; die Luft, von den Dünsten gereinigt, wehte in wohlthuender Frische vom Meere. Der Himmel leuchtete im reinsten Azurblau; die Milchstraße, eine einzige Strahlenfläche, funkelte in seinen Tiefen, und ihre Sterne spiegelten sich gleich hüpfenden Irrlichtern auf der silberdurchfurchten, wogenden Fluth. Obgleich nicht hoch genug, um von dem schmalen Rio aus sichtbar zu sein, goß der Mond doch seinen Geisterschein durch die Luft. Die Schatten in der Tiefe contrastirten eigenthümlich schön mit dem weißen Glanze, den sein volles Licht über die obere Hälfte der gegenüber befindlichen Gebäude und des zur Seite im Frieden schlummernden Campo breitete. Nichts wurde hörbar, als das ferne, dumpfe Grollen des Meeres. Es herrschte

eine wunderbar erhabene Stimmung in der Natur; wie der Athem Gottes durchzog es die Nacht — bewegt und doch still, gleich dem ängstlich schlagenden, aber schweigenden Menschenherzen.

Da klang aus der Ferne ein zweistimmiger geistlicher Gesang eintönig und schwermüthig herüber, wie man ihn zu Venedig in schönen Nächten häufig unter den Madonnenbildern hört. So kunstlos er war und so einfach durch den sich immer wiederholenden Refrain, so lag doch in der tiefen Andacht, dem Schmelze der sanft verschleierten Stimmen, dem Zauber der Mondscheinnacht etwas rührend Poetisches, das Marina, die still lauschend neben dem Geliebten stand, Thränen in die Augen drängte.

Beide waren eine Weile im Uebermaße ihrer Gefühle verstummt. Das köstlichste Verständniß ist ja doch, wo die Seelen sich im harmonischen Einklange berühren, ohne des vermittelnden Wortes zu bedürfen.

„Warum können wir die Zeit nicht festhalten!“ sagte er nach einer Pause, fühlend, daß der Augenblick der Trennung nahte.

„Es ist noch still im Hause! o weile noch!“ bat sie leise. „Mir ist so weh und wonnig, als könnt’ ich

nie wieder so glücklich werden — als wäre dieser Augenblick der Höhepunkt meines Lebens."

„Noch nicht," entgegnete er eben so leise. „Erst wenn du ganz mein eigen bist — uns keine Stunde der Scheidung mehr schlägt." Er drückte sie sanft an sich.

Sie sah ihn mit holdem Lächeln an. „Meinst du?" Dann wurde sie wieder ernst, und ein Hauch tiefer Wehmuth zog wie ein elegischer Ton durch ihre Gedanken. „Noch mehr des Glücks? Ich glaube, mein armes Herz wäre nicht fähig, es zu tragen. Ich würde fürchten, den Himmel zu vergessen; fürchten, daß der Fuß zu fest auf der Erde haftete, und das Auge das Aufschauen verlernte." Sie schüttelte langsam das Haupt. „Der Priester sagte einst: die Seligkeit wohnt nicht hier unten, und ein dauerndes Glück finden wir nur über den Sternen."

„Der Priester hat Recht," entgegnete Foscarini, auf ihre Stimmung eingehend. „Der Menschen ewiges Wünschen und Streben gleicht dem mühsamen Ersteigen eines endlosen Berges; nur Ruhe gibt dem Augenblick den Vollgenuß, in ihr liegt das einzig wahre Glück... Und Ruhe," setzte er nach momentaner Pause hinzu, „hat keine Heimath auf Erden. Die Erfüllung des

einen Wunsches trägt schon den Keim des anderen in sich. Ruhe wäre auch undenkbar, denn sie wäre Stillstand, absoluter Tod aller Schöpfungs- und Lebenskraft."

„Ist dem wirklich so?" fragte Marina, die zugehört, ohne ihn vielleicht ganz verstanden zu haben und nach Frauenart das Allgemeine schnell auf sich und ihre Gefühle übertrug. „Wie kommt es denn, daß bei dir alle meine Wünsche schweigen? Antonio, du hast durch deine Liebe ein Glück in die Tiefe meiner Seele gesenkt, das herrlicher ist, als alles, was ich auf Erden je gekannt. Das schöne Bild, was ich im Herzen trage, ist mein Talisman, es begleitet mich immer und überall: bin ich einsam, schaue ich es an; fühle ich mich traurig, so schließe ich die Augen und gedenke dein. Ja, bist du nur bei mir, so könnte die Nacht jeglichen Grames über mich einbrechen, und es würde doch licht bleiben in meiner Seele. Der Schmerz, selbst das Sterben müßte süß sein, wenn ich dabei in deine Augen blicken, das Lächeln deines Mundes sehen, den Ton deiner schönen Stimme hören könnte! Du füllst mein ganzes Sein — wie bliebe Raum für Einsamkeit, Gram und Weh?"

Er hatte, sie im Arme haltend, ihren Worten mit Entzücken gelauscht; erst das Oeffnen und Schließen

von Thüren erweckte Beide aus ihren süßen Träumereien. So vergehen die Träume und mit ihnen das Leben voll Glück und Schmerz; ist es verrauscht, flüstern nur noch die Abendwinde, daß es gewesen.

„Jetzt muß ich fort," sagte Marina, und der Nobile fühlte, wie ihre Brust ängstlicher pochte.

„Eine kurze Trennung, Geliebte; sei getrost — Hoffnung und Friede bleiben bei dir, bis ich wiederkehre, um dich als meine glückliche Braut heimzuführen!"

Des Mädchens Augen suchten die Sterne. Plötzlich zuckte es in jähem Schmerze über ihr Gesicht: „Und wenn du unterlägest — wenn du....?" Sie hielt inne und drückte beide Hände vor die Augen.

Foscarini fühlte eine fremdartige Regung. „Dort oben wohnt der Schicksalslenker, vertrauen wir auf ihn!" erwiderte er feierlich. „Wir müssen den Trieben unserer Brust folgen, widerstandslos vorwärts gedrängt von diesen uns beherrschenden Mächten; ob sie uns zum Siege, ob zum Untergange leiten, steht allein bei ihm. Wohl dem Manne, der dem Ausgange mit freier Stirn entgegenblicken kann!"

Marina sank statt aller Antwort an seine Brust. „Wann sehe ich dich wieder?" flüsterte sie.

Antonio dachte nach. „Uebermorgen Nacht.“

„Erst übermorgen? O, komm’ morgen! Was kann der lange Zeitraum in sich bergen? Denk’ an Bembo — komm’ morgen, Geliebter! Es ist mein einziges Glück in dieser Nacht der Verödung! Soll ich immer im Dunkel bleiben? Dein Kommen ist ja der Aufgang meiner Sonne!“

Wenn Berge von Gefahren ihn umthürmt oder ein Abgrund zu seinen Füßen gegähnt hätte, er würde bei solcher Bitte nicht geschwankt haben. „Holdes Mädchen, ich komme!“ sagte er mit zärtlichem Blick, und alle Bedenken waren weit zurückgedrängt. „Morgen Nacht um diese Zeit erwarte mich!“

„Du versprichst es?“ rief sie aufjauchzend.

„Ich komme, wenn nicht Banden mich gefesselt halten, oder der Tod uns trennt. Und darauf hin, denk’ ich, können wir es wagen: die Ketten würden zerspringen, die Antonio Foscarini’s freie Glieder fesseln wollten!“

Um ganz sicher zu gehen, wurde noch verabredet, daß sie auf dem Balcon sein und ihm, ehe er nahte, ein Zeichen geben sollte.

„Und nun schlafe sanft, mein Liebchen!“ flüsterte er, sie nochmals an sich pressend. „Was jetzt den Lenz

unserer Liebe trübt, es sind nur Morgenwolken, die, wenn sie vorüber gezogen, einen um so schöneren Tag versprechen... Träume süß, bis wir uns wiedersehen!"

„Meine Träume sollen Gebete zur Heiligen sein, daß sie dich schütze und glücklich zu mir zurückführe!" antwortete Marina.

Sie hielten sich immer noch umschlungen, als könnten sie nicht von einander lassen, und als das junge Mädchen sich endlich seinen Armen entwand, und er ihren Blicken entschwand, da war es, als hätte Jeder von ihnen das beste Theil seines Lebens zurückgelassen.

Nachdem auch Marina ihr Zimmer wieder betreten hatte, bewegte sich ein dunkler Gegenstand jenseit des schmalen Canals, der wie der Schlagschatten eines vorspringenden Pfeilers seine undeutlichen Contouren auf das Wasser geworfen. Indem er sich von der Mauer loslöste, gewann er allmälich die Umrisse einer menschlichen Gestalt, die lautlos, mit katzenartiger Schmiegsamkeit auf dem Brettergange hinschlüpfte, bis sie sich in der Dunkelheit verlor.

## Viertes Kapitel.

Wir verließen den Staats-Inquisitor Molino am Ausgange des Casino, wo er sich von den Cornari und ihren Freunden verabschiedet hatte.

Statt sich seiner Gondel zu nähern, welche abwärts von den Säulen der Piazzetta lag (denn zwischen diesen zu landen, würde jeder Nobile, da der Ort zur öffentlichen Richtstätte diente, für einen Schimpf gehalten haben), schritt der Patrizier quer über den kleinen Platz und begab sich durch ein Seitenthor in den Hof des Dogenpalastes.

Die Riesentreppe mit ihren kolossalen Statuen des Neptun und Mars, den unsterblichen Schöpfungen Sansovino's, zur Linken lassend, stieg er auf einer Nebentreppe zur oberen Gallerie hinauf. Nachdem er an mehreren Rathssälen vorübergekommen, gelangte er an eine kleine, tief in die Mauer gelassene Thür.

Auf sein zweimaliges Klopfen öffnete der Secretär Franceschi.

Molino trat in ein einfaches Gemach, welches dem jedesmal die Wache habenden Beamten der Staats-Inquisition als Aufenthalt angewiesen war. Er sah sich hastig in dem ziemlich dunklen Raume um, der sein Licht nur durch ein einziges schmales, auf den Corridor hinausgehendes Fenster erhielt.

„Wo ist der Mönch?“ fragte er ungeduldig. „Ich ließ ihn hieher bestellen.“

Der Secretär verließ schweigend das Zimmer, und nach weniger als einer Minute erschien statt seiner der genannte Agent.

Pater Dominicus blieb in scheuer Ehrfurcht, tiefgesenkten Hauptes an der Thür stehen, und wer ihn noch kurz vorher mit frecher Bosheit über die Patrizier hätte reden hören, würde ihn jetzt mit der Armsündermiene, bald die Hände wie zum Gebet gefaltet, bald auf Stirn und Brust das Kreuz schlagend, kaum wiedererkannt haben.

Wenn der Inquisitor sich herabließ, den Mönch selbst vor sich kommen zu lassen — ein ganz ungewöhnlicher Fall, da die Secretäre den Triumvirn bei allen Amtsverrichtungen als Organe dienten —, so

setzte das außerordentliche Motive voraus, die Pater Dominicus einige Bedenken machten.

Beide Männer wußten übrigens genau, was sie von einander zu halten hatten, und obgleich Molino, der allmächtige Gebieter, den Agenten mit forschenden, fast verächtlichen Blicken musterte, mußte er gleichwohl sehr auf seiner Hut sein, wollte er sich nicht von dem listig lauernden Auge des heuchlerischen Paters zu tief in die Karten schauen lassen, der, gewandt, zuverlässig, verschwiegen und für Geld zu jeder niederträchtigen Handlung bereit, seit langer Zeit eines der unentbehrlichsten Werkzeuge des Tribunals war.

„Der Secretär Franceschi hat dir den gebräuchlichen Lohn für die Denunciation gegen den Cavalier Foscarini ausgezahlt?“ begann Molino, den Mönch mit „Du“ anredend, wie das die Staats-Inquisitoren und Decemvirn selbst den Patriziern vom höchsten Range gegenüber thaten, um dadurch die Erhabenheit ihres Amtes anzudeuten.

Jener bejahte, und Molino, in dessen Absicht es lag, den Spion durch scheinbare Leichtgläubigkeit sicher zu machen, fuhr nun fort, ihn nochmals über die geringfügigsten Umstände bei Foscarini's Anwesenheit im spanischen Palaste, über sein Kommen und Weggehen

zu examiniren, bis jener nicht nur sich, sondern auch Ruazzo und die Zofe der Marchesa de Castro so hineingezogen und gelogen, daß er ohne Gefahr nicht mehr zurück konnte.

„Wie wußte aber die Zofe, daß jener Vermummte, dem sie auf den geheimen Gängen des Palastes begegnete, der Cavalier Foscarini war?“ fragte der Inquisitor, der zu dem Berichte bald mit dem Kopfe genickt, wie Jemand, der das Folgenschwere einer Rede erwägt, bald durch ein Hm! oder: So so! den Mönch zum Fortfahren ermuntert hatte.

„Erlauchter Herr, der Geliebte der Spanierin steht im Dienste dieses Patriziers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie sich öfter im Palaste Foscarini befand, wo ....“

„Ihr Geliebter? Ah so — und du kennst Beide genauer? Ich meine, auch den Diener des Foscarini?“ unterbrach ihn der Inquisitor, der, ohne sich durch die scheinbare Sicherheit des Mönches täuschen zu lassen, augenblicklich erkannte, daß hier bereits zu der gewünschten Kette alle Glieder, die er erst mühsam suchen zu müssen geglaubt, sorgfältig gesammelt waren, und es nichts weiter als ihrer geschickten Zusammenfügung bedurfte. Ihm ganz genehm, denn was jener um des

leidigen Verdienstes willen betrügerisch vorbereitet hatte, kam nur seinen Zwecken zu Gute, und darum drückte er auch gern ein Auge zu über ein Verbrechen, worauf im anderen Falle der Tod gestanden hätte.

„Wie die Philister den Simson —" stand Pater Dominicus im Begriff, herauszuplatzen, doch noch rechtzeitig sich besinnend, daß dieser Vergleich seine Absichten mit Bocconio verrathen hätte, bejahte er die Frage einfach und unbefangen.

„Und Ruazzo sah auch den Patrizier?" fragte Molino nach einer Pause.

„Zu dienen, Eccellenza!" versetzte jener mit kecker Sicherheit.

„Und auch er erkannte den Cavalier?" fuhr der Inquisitor fort, die Worte langsam betonend, während er den Denuncianten scharf beobachtete, ohne aber das so nahe liegende Verlangen zu äußern, Ruazzo selbst sprechen zu wollen.

Dominicus rechnete auf die Macht der Zechinen, dennoch, Ruazzo's noch nicht ganz versichert, fing es an, ihm unter dem Verhör etwas warm zu werden. Verneinen wollte er nicht, und bejahen — Vorsicht war eine Lebensfrage in Venedig, und das ging weit schneller, als er erwartet hatte. Zum ersten Male zö-

gerte er, stotterte, nach einer Ausrede suchend, um der directen Antwort zu entgehen.

Für Molino, der seinen Zweck erreicht hatte, waren diese Anzeichen das Signal zum Einlenken, und als gewahrte er die Verlegenheit des Mönches nicht, bemerkte er:

„Deine Entdeckung, wenn sie sich bestätigte, wäre von hoher Wichtigkeit. Kannst du sie durch hinreichende Zeugen beweisen, so wird nicht allein dein Lohn gebrauchsmäßig verdoppelt, sondern ich stelle für jeden Zeugen noch hundert Ducati zu deiner Verfügung. Aber schon morgen muß die Angelegenheit in Richtigkeit sein und vor's Tribunal gebracht werden. Diese Nacht gehört dir. Sieh dich indeß wohl vor, du haftest mit deinem Kopfe für die Wahrheit deiner Aussage."

„Ich bin meiner Sache so gewiß, wie meiner zwei Augen!" versicherte der schurkische Pater, indem er wohlgefällig mit der Hand über das glatt geschorene Kinn strich, und es ihm nur mühsam gelang, das Aufblitzen seiner Augen durch Zusammenziehen seiner buschigen Brauen zu verbergen. Durch den Staats-Inquisitor getäuscht, glaubte er jetzt aller weiteren Schwierigkeiten überhoben zu sein.

„An Beweisen, erlauchter Herr, soll es nicht fehlen!"

rief er im Triumph des Gelingens. „Ein Nobile ist kein Maulwurf, der sich unter der Erde fortarbeitet, Venedig kein Paradies, wo es blos ihrer Zwei gab; wer geht, wird auch gesehen. Laßt mich nur sorgen! Wie die falschen Richter ihren Daniel fanden, so will ich nicht eher mein Brevier zur Hand nehmen und meine Lippen mit frischem Trunk netzen, bis ich den Verräther und mit ihm alle Feinde von Sanct Marcus an den rothen Säulen hängen sehe! Euer Gnaden können Sich auf mich verlassen."

„Wer sagt dir, daß ich von des Angeklagten Schuld überzeugt bin? Noch habe ich keinen Grund, daran zu glauben; es liegen gewichtige Zweifel vor," antwortete, plötzlich umspringend, der Inquisitor, dessen Gesicht bei den Worten des Schurken die Verachtung kaum verbergen konnte, so sehr er desselben auch gerade jetzt bedurfte. Es kam ihm nur noch darauf an, herauszubringen, wie weit Dominicus selbst an die Richtigkeit seiner Anklage glaubte.

Der Spion stutzte bei der unerwarteten Wendung. Sein lauernder Blick, der, um sich nicht zu verrathen, meistentheils den Boden suchte, erhob sich mit Blitzesschnelle und schoß in wilder Unruhe auf den Inquisitor, mußte sich aber vor dessen stolzem Ausdrucke

sogleich wieder senken, ohne daß er mehr darin gefunden, als die Umhüllung eines verschlossenen Buches.

Pater Dominicus wußte auf einmal nicht, wie er daran war, denn nach den ganz Venedig in Aufruhr bringenden politischen Ereignissen hatte er nicht gezweifelt, daß die Anzeige den hohen Herren willkommen käme. Er betheuerte, schwur bei Himmel und Hölle, verbürgte sich mit Leben und Seligkeit, daß die Sache sich so verhielte, und er die Wahrheit geredet.

„Gut, liefere die Beweise, und dein Lohn vom Tribunal ist dir gewiß," versetzte Molino, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich will dich nicht um deinen Verdienst bringen; auch glaube ich gern, daß du den Nobile gesehen hast, zweifle aber, daß seinen Gängen gerade die von dir angegebene hochverrätherische Absicht zum Grunde lag. Eine geheimnißvolle gewiß, und — mag er nun in dem spanischen Palast gewesen sein oder nicht — gelingt es dir, diesem Geheimniß auf die Spur zu kommen, so erhältst du aus meiner Privatschatulle die doppelte, die dreifache Summe."

Dominicus' Unsicherheit wuchs mit seinem Mißtrauen. Wie Glatteis glitt ihm der Boden unter den Füßen weg; Jener konnte den Betrug gemerkt haben, ihn fangen wollen. Er mußte auf seiner Hut sein.

Der angenommenen Rolle getreu, that er daher, als ob er fest an seine Behauptung glaube, und wies in Folge dessen auch das Anerbieten des Inquisitors zurück.

Dieser begriff die Scheu des Spions; er, der bei der Sache nichts aufs Spiel zu setzen hatte, mußte jenem einen Schritt entgegenkommen. Gleichgültig sagte er:

„Du würdest dir damit nur selbst in die Hände arbeiten, denn so lange du das wahre Ziel der geheimen Nachtwanderungen des Cavaliers nicht kennst, bleibt der Handel für dich ein sehr gefährlicher. Ein Wort des Nobile könnte die Unwahrheit deiner Aussage zu Tage und dich an den Galgen bringen. Nur erst, wenn du seine Pfade genau erforscht hast, liegt es in deiner Macht, ihm den Ausweg abzuschneiden und durch vollwichtige Beweise seine Schuld unabweisbar darzulegen."

Jetzt verstand ihn Dominicus, und seine vierschrötige Gestalt reckte sich um ein paar Zoll höher. In Gedanken fluchte er sich und seiner Dummheit, daß, während er zu betrügen geglaubt, er sich nach sechszehnjährigen Erfahrungen beim Tribunal noch auf solcher Schülerhaftigkeit hatte ertappen und von dem klugen Herrn bei der Nase herumführen lassen. Der Wink

war nicht mißzuverstehen: man wollte wirklich, wie er von Anfang an vermuthet, Foscarini schuldig haben, auch wenn man von seiner Unschuld überzeugt war; ja, gerade die Kenntniß dieser Unschuld sollte die Brücke um so sicherer bauen, von der hinab man ihn in den Abgrund stürzen wollte. Mehr brauchte Pater Dominicus nicht, denn von so verschiedenen Punkten sie auch ausgingen, Beider Ziele liefen zusammen, und getrost konnte er nun die Maske fallen lassen.

„Ja, wenn Euer Gnaden es so meinen, will ich Leib und Leben daran setzen. . . Aber das Ding hat seine Schwierigkeiten," fügte der Agent in Erinnerung seiner bisher gescheiterten Versuche hinzu; denn es war allerdings leichter, Falsches zu erdichten, als verborgene Wahrheit zu ergründen.

„Da du mit Foscarini's Diener bekannt bist, so sind diese Schwierigkeiten zu überwinden," antwortete Molino.

„Durch die Zofe bin ich seiner freilich gewiß, das heißt, wenn der Inhalt meines Beutels ihre Weiberlaunen immer zu befriedigen im Stande ist," sagte Dominicus, der, je unentbehrlicher er sich fühlte, desto kecker und unverschämter aufzutreten wagte. „Der

Teufel weiß aber, das Verhältniß kehrt sich um: die Launen wachsen, und die Schwere des Beutels nimmt ab!"

„Wie ich dir schon sagte, soll es an Geld nicht fehlen — du kannst dich beim Secretär Franceschi melden," versetzte der Inquisitor. „Noch etwas: wenn der Cavalier Foscarini mit dem spanischen Gesandten verkehrte, so wird es nicht bei mündlichen Besprechungen geblieben sein. Ohne Zweifel sind darüber Correspondenzen vorhanden — du selbst meldetest, daß erst gestern der Courier nach Mailand gegangen, und Briefe nach Madrid abgeschickt wurden, deren Inhalt nicht erkundet werden konnte. Nur im Besitz solcher, auf den Zweck ihres Verkehrs Bezug habender Schriftstücke hat die Anklage volles Gewicht, und kann der Hochverrath als überführt angesehen werden. Jedenfalls sind dem Diener derartige Briefe zur Beförderung übergeben worden... Glaubst du, dich in den Besitz derselben setzen zu können?"

Dominicus sah den Sprecher verblüfft an. Er begriff noch nicht ganz, wie der hohe Herr die Sache meinte.

„Signor Spinelli soll dich dabei unterstützen," fuhr Jener fort, ohne seinen Ausdruck zu verändern. „Es wäre aber wichtig, daß dies noch vor der Gefangennehmung des Nobile geschähe."

Dominicus horchte bei dem Namen „Spinelli" scharf auf. Er kannte diesen Mann, der dem Tribunal durch seine Kunst, alle möglichen Handschriften täuschend nachzumachen, schon vor einigen Jahren bei der vorgeblichen Verschwörung des früheren spanischen Gesandten außerordentliche Dienste geleistet hatte. Ausländer erzählten sich, daß die stark compromittirte Republik damals zu ihrer Rechtfertigung dem Könige von Spanien mehrere solcher Briefe, die angeblich vom Herzoge von Osuña herrührten, eingeschickt habe, worin aller Verdacht von der Signoria abgewälzt und des spanischen Vasallen Schuld klar erwiesen war; Briefe, die der Herzog, obgleich er seine Schriftzüge nicht ableugnen konnte, noch auf dem Schaffot beschwor, nie in seinem Leben geschrieben zu haben.

Indem diese Thatsachen an dem schlauen Pater schnell vorüberzogen, seine Spürfähigkeit, angenehm angeregt, sich schon in dem Labyrinthe verschiedener Möglichkeiten und Plane erging, lächelte er cynisch und zwinkerte dabei mit den Augen.

„Ich verstehe, Eccellenza! Ja, das möchte sich machen lassen," sagte er, noch immer vor sich hingrinsend, denn solche Hülfe erleichterte freilich das Geschäft, und die größte Schwierigkeit lag nur noch darin,

sich Bocconio's vollständig zu versichern. „Euer Gnaden geben mir bis morgen Zeit, und ich schwöre, daß diese Zeit dem Senfkorn gleichen soll, das, in fruchtbaren Boden gelegt, hundertfache Früchte trägt!"

„Gut, gut. Ich übergebe dir die Angelegenheit und erwarte dich morgen in meiner Wohnung," entgegnete Molino, der schon wußte, wie weit er sich auf sein Werkzeug verlassen konnte, und den es trotz des günstigen Resultates drängte, das Gespräch zu beenden.

Es war ihm eng und schwül in dem Gemache, als wäre die Luft verpestet; er verlangte Athem zu schöpfen in der Kühle der Nacht.

Ungeduldig machte er dem Spion ein Zeichen, daß er entlassen sei.

---

## Fünftes Kapitel.

Als Pater Dominicus am Fuße der Riesentreppe anlangte, wurde er durch einen kräftigen Schlag auf die Schulter aus seinem Nachdenken geweckt.

Die Stunde war spät. Die Fackeln an den Säulengängen erloschen allmälich, und Todtenstille lag über dem unheimlich düstern, in den Annalen der venetianischen Geschichte mit blutigen Lettern verzeichneten Platz.

Fast erschrocken sah sich der Mönch um, der über all den neuen Geschäften die Larve vorzuthun vergessen hatte.

„Das nenn' ich einen glücklichen Zufall!" rief Vano's Stimme durch die Maske. „Fast gab ich es auf, dich noch zu treffen.... Du hast doch die Anzeige nicht schon gemacht?"

„Zum Teufel, wie kommst du jetzt hierher?" fragte Dominicus überrascht. „Was hat sich zugetragen?...

Freilich ist Alles in Richtigkeit; nicht bloß an die kleine, sondern an die Hauptglocke gehängt, daß es weiter schallen soll, als wenn es in ehernem Klange vom Campanile erdröhnt. Ich hab's mit dem hohen Staats-Inquisitor selbst abgesprochen, und hier (er klopfte mit der Hand an die verborgene Tasche seines Gürtels) ist auch der Verdienst. Beim heiligen Franz von Assisi, der einträglichste Weg, den ich seit sechszehn Jahren gewandert bin, rein wie mit Zechinen bepflastert! Heute, Vano, setzt es Arbeit, morgen vielleicht auch noch, aber dann heißt's feiern!... Gäb' es noch was Besseres, als Lacrimä Christi, wir wollten die glückliche Himmelsreise des Foscarini darin trinken."

„Brauchst dir den Mund danach nicht wässerig werden zu lassen," entgegnete Vano ärgerlich, welcher bis jetzt vergeblich versucht hatte, den Redefluß seines Kameraden zu unterbrechen. „Damit ist es nichts — wir sind ihm auf die Spur gekommen. Wärst du nur meinem Rathe gefolgt, mit der Anzeige zu warten! Das sind nun faule Fische...."

„Wie so — war er dort?" fiel ihm der Mönch in's Wort, und der thierische Ausdruck seines Gesichts wurde durch die Spannung noch widerlicher.

„Dort war er freilich, aber nichts von Spanier

und Hochverraths-Anschlägen — ein verliebtes Stelldichein war Alles! Dazu hätt' es wahrhaftig nicht des erlauchten Cavaliers bedurft, du und ich hätten es auch zu Stande gebracht."

Nun erzählte der Spion, wie Foscarini dieses Mal von der entgegengesetzten Seite gekommen, keine Gondel dort gehalten habe, wie er am spanischen Palaste vorbei, über die Brücke des Rio della Madonna bis zum Campo San Polo gegangen, dort hart um die Ecke gebogen sei und sich dann auf einen kleinen Balcon der Seitenfaçade des Palastes Cornaro emporgeschwungen habe. Er, Vano, wäre ihm Schritt für Schritt gefolgt, hätte ihn dort oben verschwinden, nach geraumer Zeit aber in Begleitung der jungen Signora Cornaro wieder zum Vorschein kommen und mit ihr in zärtlicher Umarmung stehen sehen, bis endlich nach langem Abschiede der Cavalier sich auf dieselbe Weise, wie er gekommen, auch wieder auf den Brettergängen entfernt habe.

Während Vano noch über die beim Aufpassen unnütz verlorene Zeit fluchte, rieb Dominicus sich voll Vergnügen die Hände.

„Um so besser!" rief er aufgeräumt. „Das Glück fliegt mir heute geradeswegs an den Hals, wie eine feile Dirne, die nicht wartet, daß man sie aufsucht.

Dieser Punkt war es just, der mir noch Kopfzerbrechen machte, und nun sitzt der Ring dem Fische wahrhaftig in dem Magen.... Hast doch das Bild von dem glücklichen König — Wetter, ich hab' seinen Namen vergessen! — dort oben gesehen?" setzte er, nach den Sälen des Palazzo ducale deutend, hinzu.

Dann berichtete auch er den Inhalt seines Gespräches mit dem Staats-Inquisitor, die Absichten, welche die erlauchten Herren mit Foscarini hegten, die verschiedenen Rollen, welche er dabei sich und Vano und allen anderen Helfershelfern bereits zugedacht, und schließlich Signor Molino's geheimen Auftrag, zu dessen glücklicher Lösung Vano's Entdeckung jetzt eben den Schlüssel lieferte.

„So willst du hiervon auch dem Gestrengen Anzeige machen?" fragte fast erschrocken sein Kamerad, der dem Scheine noch nicht traute und einen Hinterhalt fürchtete.

„Ei gewiß, und das sogleich," versetzte Dominicus. „Du hast nichts zu besorgen; dieses Mal liegt ihnen mehr daran, als uns. Schaffen wir Foscarini an den Galgen, so wird das zu all dem verdienten Golde unsere Namen noch doppelt und dreifach angekreidet auf's weiße Brett bringen. Jetzt treffen wir den Staats-Inquisitor noch oben im Palazzo... Sag' eins," fuhr er stehen bleibend und die Hand nachsinnend gegen die Stirn

gedrückt, fort, „sollte diese Cornaro nicht mit Bembo, den sie neulich zum dritten Staats-Inquisitor wählten, Hochzeit machen? Ich dächte so was von Nicolo, seinem Diener, gehört zu haben.“

Vano nickte mit dem Kopfe.

„Bei allen Teufeln, wieder ein Glück, aus dem sich Scudi schlagen lassen!“ rief lachend der Mönch. „Der Rothe soll uns zahlen, daß wir ihm den Nebenbuhler und die Untreue der Braut ganz im Geheimen entdecken; der edle Cornaro soll zahlen, daß wir das Geheimniß von seiner Tochter Schande nicht verrathen, und der Schwarze *) zahlt doppelt und dreifach dafür, daß — daß ... potztausend! — na, daß der Gefangene kein Schurke, und er, der ihn hängen läßt, der doppelte Schurke, also Schurke für jenen mit ist. Da fehlt es bloß, daß auch Foscarini, der Vierte, noch zahlte. Beim heiligen Theodor, von dem würd' ich das Neunfache kriegen — aber das laß ich wohl bleiben! Es könnte nicht einmal nützen, mir eine Grabstelle in der Kirche dafür zu kaufen, denn diese Mühe würden die „von oben“ übernehmen, die mit besonderer Vorliebe sorgen,

*) Der aus der Signoria gewählte Staats-Inquisitor trug die scharlachne Robe, während seine zwei Collegen, aus dem Rathe der Zehn entnommen, schwarz gekleidet gingen.

daß die Fische im Canal Orfano nicht Noth leiden... Aber da sage mir noch Einer, daß es dem gescheidten Kerl auf dieser Welt an Verdienst fehlt, so lange er aus Laster und Launen der Großen ein Capital mit solchem Zinsfuß schlagen kann! Und daß dieser ergiebige Gewerbsquell nicht versiegt, dafür sorgt die Menschheit so gut, wie daß ihre edle Race überhaupt nicht ausstirbt."

Wieder lachte er in sich hinein, daß er den Bauch mit beiden Händen halten und mit komischen Grimassen nach Luft schnappen mußte. „Der Foscarini hat von deiner Aufpasserei doch nichts gemerkt?" fragte er, wieder ernst geworden.

„Gewiß nicht," erwiderte Vano. „Aber zehnmal war ich drauf und dran, den edlen Cornaro zu dem zärtlichen Stelldichein zu rufen, nur die Furcht, daß du die Anzeige schon gemacht, hielt mich zurück."

„Bei Leibe nicht, das hätte uns den ganzen Spaß verdorben!"

„Er würde sich über die Liebeslust des Pärchens gefreut haben," fuhr der Spion fort. „Das Gerücht sagt, daß er in derlei Geschäften auch Bescheid weiß, schon manchem Ehemann Kopfschmerzen und manchem Bravo Arbeit verschafft hat."

„Komm' jetzt, die Nacht ist kaum lang genug für unser Werk," erinnerte Dominicus.

„Die Spione trafen den Staats-Inquisitor noch in der oberen Gallerie.

Von der Nachtluft angeweht, ging er einsam in dem Halbdunkel auf und nieder. Seine Gedanken, wüst und ruhelos, im Kampfe mit seinem besseren Selbst, waren nach innen gekehrt, so daß die Männer sich ihm auf wenige Schritte nähern konnten, ohne bemerkt zu werden. Plötzlich fuhr er bei dem Geräusch zusammen, wie ein auf böser That ertappter Verbrecher. Finster, fast wild blickte er um sich, doch seine Creaturen erkennend, gewannen seine Züge augenblicklich die volle Ruhe wieder. Er machte dem Mönch ein Zeichen, sein Anliegen vorzutragen.

Ohne durch eine Miene irgend welche Wirkung zu verrathen, hörte der Inquisitor die eben gemachte Entdeckung, that darauf einige genauer eingehende Fragen, ließ sich auch von Vano selbst den Vorgang noch berichten und verharrte dann länger als fünf Minuten in tiefem Nachdenken.

Als er wieder den Kopf erhob, war sein Angesicht noch finsterer und strenger, als vorher. Beide Männer fest anblickend, sagte er:

„Ihr wißt, daß auf ein unvorsichtiges Wort unwiderruflich der Tod folgt! Du (zu Dominicus gewandt) hast meine Befehle — es bleibt dabei! und du haftest für die pünktliche Vollstreckung derselben. Der Secretär Franceschi ist von Allem unterrichtet; du kannst dich bei ihm melden. Morgen in der Frühe erwarte ich deinen Bericht."

Sich darauf kurz umwendend, deutete er nach dem Ausgange.

Die Spione hatten sich lange entfernt, der Sand der Uhr war abgelaufen, die Palastwachen beendeten die Runde, nur tiefer sank die Nacht in Schlaf, und immer noch stand Molino regungslos auf dem Platze, wo die Männer ihn verlassen hatten.

Endlich verlor sich die steinerne Unbeweglichkeit aus seinem Wesen, seine Hand fuhr unruhig durch die schwarzen, hier und dort schon mit frühzeitigen Silberfäden gemischten Haare.

„Das also war die Veranlassung? Ja, hierauf hin können wir die Anklage wagen — ihm getrost seine eigene Vertheidigung überlassen!" sagte er mit finsterem Lächeln. „Ich kenne Foscarini, das Geheimniß verräth er nicht, und könnte er sich durch Ein Wort das Leben erkaufen... Das Glück ist wunderbar mit

uns im Bunde: er selbst muß uns helfen, ihn zu zertreten — und nicht blos das, auch helfen, seinen Fall noch mit dem Scheine der Gerechtigkeit zu umkleiden."

Wieder versank der Inquisitor in Nachdenken.

„Und doch gäb' ich ein Glied meines Körpers darum, brauchte ich diese That nicht zu thun!" murmelte er mit gepreßter Stimme. „Aber Eines ist nur möglich: entweder ihn vernichten, oder das stolze Gebäude der Oligarchie, das die Kraft und Weisheit unserer Väter in Jahrhunderten mühsam geschaffen, in Trümmer sinken sehen... Nein, das darf nicht geschehen, und müßten zehn Foscarini darüber zu Grunde gehen! Was wiegt ein Menschenleben gegen das Princip, auf dem das Fortbestehen der Republik beruht? Daß es aber gerade dieser sein muß, der mir selbst das Leben rettete!... Marina Cornaro also — seines schlimmsten Feindes Tochter! Thörichter Mann, der Romantik der Liebe huldigen und das Geschick der Staaten lenken, paßt nicht zusammen! Einen Rath der Zehn stürzen, ist ein Werk, das sich nicht durch Enthusiasmus vollbringt: der Staatsmann braucht Nüchternheit, und du — der die Republik reformiren will — machst dich solches Jünglingsstreiches schuldig? Deine Größe übersah es

in Einem, und dieses Eine wird dir die Achilles-Ferse: daran mußt du scheitern!“

Die Hand gegen die Stirn gedrückt, schien plötzlich ein neuer Gedanke ihn zu beschäftigen; über sein sonst so bewegungsloses Gesicht glitt es wie Licht und Schatten. „Die Liebe berauscht, sagt man. Ihn hat sie völlig verblendet. Wenn seine Leidenschaft der Hebel für mich würde, seinen Widerstand zu brechen?“ Molino's Auge leuchtete; er athmete schneller. — „Noch liegt sein Schicksal einzig in meiner Hand; ein Wort von mir, und die Mitwisser des Geheimnisses sind gewesen... Ja, ich versuch' es, dieses letzte Mittel, ihn zu retten!“

---

## Sechstes Kapitel.

Der Schritt, mit welchem der Staats-Inquisitor den Dogenpalast verließ, war leicht und elastisch; es war der Schritt eines Mannes, der eine schwere Last von seinem Gewissen abgeworfen hat und sich nun durch einen edlen Entschluß gehoben fühlt.

In weniger als zwei Minuten hatte er seine am Quai haltende Gondel erreicht. „Nach dem Palast Foscarini!“ lautete der kurze Befehl an seinen Barcarolen, während er die Maske vorthat und sich in einen bis auf die Füße herabwallenden Mantel von schwarzer Serge hüllte.

Leicht und gewandt bewegte sich das schmale Fahrzeug durch den engen Knäuel von Gondeln, Barken und Peotten hindurch, welche an diesem Haupt-Traghetto angekettet lagen, und denen sich unabsehbare Reihen von Schiffen anschlossen, die in dem weiten Bassin von der

Giudecca bis fern zum Lido hinaus ihre im Winde schwankenden alterthümlichen Masten schwarz und riesig in die Nacht emporstreckten. Auch der große Canal, in den sie gleich darauf einbogen, und der in seiner Tiefe einen zweiten Hafen bildete, war auf beiden Seiten bis hart an die Prellpfähle vor den Palästen mit Schiffen und Kähnen bedeckt, so daß für etwa noch passirende Fahrzeuge nur eine schmale Straße frei blieb.

Doch das Leben der Nacht, wie zauberhaft schön auch in Venedig, wie angeregt in seiner flüsternden Stille, wie beredt in seinem sehnsuchtsvollen Schweigen, wie voll Romantik und Leidenschaft — mit dem tiefblauen Himmel und den strahlenden Sternen, mit den tausend schwarzen Gondeln, wie Schatten über die silberne Spiegelfläche der Lagunen hinstreifend — mit seinen geheimnißvollen Masken, seinem Gesang voll Liebessehnen und seinem Wellenrauschen — wie schön auch immer! jetzt lag es erstorben unter dem eisernen Scepter des Schlafes, und auf der ganzen Tour kreuzte keine Gondel mehr die späte Fahrt. Nichts wurde hörbar, als das hohle Rauschen des Wassers, das bei der pfeilschnellen Bewegung des Fahrzeuges vor dessen eisernem Schnabel sich brausend aufstaute.

Am Palaste angelangt, stieg Molino, auf den Arm seines Gondoliers gestützt (von anderen Dienern pflegten sich die venetianischen Nobili nicht begleiten zu lassen), die schlüpfrigen, vom Wasser überspülten Stufen hinan, fand aber bei der vorgerückten Stunde das Hauptportal schon geschlossen. Erst als der Thorklopfer schwer und dröhnend durch die Nacht klang, öffnete sich die Pforte, und der Hausmeister, nach Namen und Begehr des Kommenden fragend, trat demselben entgegen.

Mit kurzen Worten verlangte der Staats-Inquisitor noch vor den Gesandten geführt zu werden, verweigerte jedoch entschieden, seinen Namen zu nennen.

Obgleich Foscarini um seines geheimen Besuches bei Marina willen schon vor Einbruch der Nacht die Weisung, nicht mehr gestört zu werden, ertheilt hatte, so lag doch etwas in dem strengen, befehlenden Tone des Fremden, was den betagten Hauswart stutzig machte und so unbedingte Unterwerfung forderte, daß er, in richtiger Ahnung, es möchte sich um einen Derjenigen handeln, die Niemand in Venedig ohne Scheu zu nennen wagte, den Fremden in tiefster Ehrfurcht bat, zu warten, indeßsen', selbst auf die Gefahr hin, die Unzufriedenheit seines Herrn zu erregen, sich eilig nach

dessen Cabinet begab, um das zu dieser Stunde sonderbare Gesuch des unbekannten Gastes zu melden.

Eben nach Hause zurückgekehrt und von dem Abschiede der Geliebten mehr bewegt, als er es sich zugestehen wollte, saß Foscarini, dessen Auge der Schlaf floh, noch bei der einsamen Lampe.

„Führ' den Fremden herauf!“ befahl er gleichgültig und zerstreut, ohne durch das Geheimnißvolle des Besuches überrascht zu sein.

Nach Verlauf einer Minute trat der Inquisitor ein. Erst als der Diener sich entfernt hatte, warf er die Umhüllung, welche er über sein Amtskleid geworfen, von sich.

Foscarini, der dem Kommenden einige Schritte entgegen gegangen war, stand, ihn erkennend, betroffen. Auf einen freundschaftlichen Besuch dieses Mannes konnte er nicht rechnen, und die gefährlichen Warnungen und Verweise, welche bisweilen von der Staats-Inquisition ausgingen, und denen sich selbst der Herzog nicht entziehen durfte, geschahen immer nur durch die Secretarii. Der Cavalier faßte sich indeß schnell:

„Dies, Excellenza, wäre unter dem ganzen Senate der letzte Besuch gewesen, auf dessen Ehre ich hoffen zu dürfen geglaubt,“ sagte er, indem er den hohen Gast

zum Canapee in der Tiefe des Gemaches führte. „Es gab wohl eine Zeit — und gern erinnere ich mich derselben — wo eine Gondel weit genug war für Marco Molino und Antonio Foscarini — jetzt hingegen scheint in dem weiten Umkreise von San Marco's Scepter kaum Raum genug für beide....“

„Und wo Antonio, der eigenen Todesgefahr nicht achtend, in die Fluthen sprang, den sinkenden Marco zu retten!“ fiel der Inquisitor mit einer sonst bei ihm nur selten die Eisfläche durchbrechenden Wärme in die Rede, und seine Hand streckte sich aus, die des Jugendfreundes zu ergreifen, den er im Begriffe stand, seinem oligarchischen Fanatismus zu opfern.

Foscarini sah ihn forschend an; kaum vermochte er sein Befremden zu bemeistern, denn der Ausgang ihres letzten, unlängst gehabten Gespräches war der Art gewesen, daß er kaum einen Anknüpfungspunkt zwischen beiden Männern wieder zuließ. „Das, Monsignore, war bedeutungslos und nichts, was Eure Gnaden nicht heute noch für Foscarini thun würden,“ gab ihm der Cavalier mit kalter Würde zurück.

Molino blickte vor sich nieder; sein edleres Gefühl stemmte sich vergeblich gegen seine starren Ansichten. „Gewiß,“ erwiderte er nach momentaner Pause, „wenn

Foscarini geblieben, was Marco damals war; sein Freund und nicht der Feind seines Vaterlandes, sonst — bei den Schutzheiligen dieser Insel, würde ich mit eigener Hand ihn nur tiefer hinabdrücken und diese nämliche Hand als Zeichen der patriotischen That zum Himmel erheben!“

Foscarini stieg das Blut in die Schläfe, er richtete sich stolz empor und wollte darauf erwidern, doch Molino, der ihn nicht zum Worte kommen ließ, fuhr mit Lebhaftigkeit fort:

„Ja, Excellenza, Ihr habt einen falschen Weg erwählt, unheilvoll der Republik, Euch selbst zum Verderben! Meinungsverschiedenheit trennte unsere Männerjahre, aber eingedenk der Jünglingsliebe seht Ihr mich im entscheidenden Augenblicke hier, nicht als Staats-Inquisitor, sondern als Freund, Euch zu warnen: kehrt um, da es noch Zeit ist! — Was wollt Ihr thun? Die Macht eines Gerichtshofes erschüttern, auf dessen Säulen das Staatsgebäude ruht, zu dessen Höhe sich kaum der Gedanke hinanwagte und, wo es in eitler Verblendung geschah, der Untergang seiner Widersacher die Gewalt des Tribunals nur noch fester begründete — und das alles um eines einzigen Mannes willen, den Ihr doch nicht halten könnt, weil er sich selbst

unmöglich gemacht hat! Foscarini, es wäre eine eben so kurzsichtige als unverantwortliche und Eurer unwürdige That! Ich schwöre Euch bei dem lebendigen Gott, Ihr kommt nicht damit durch! Ich selbst würfe eher die Brandfackel auf Euren Weg, daß Ihr unter den Trümmern Euer Grab fändet, als den Untergang des Rathes der Zehn zuzulassen; nicht aus Haß gegen Euch, nur aus Pflichtgefühl für mein Vaterland, denn gelänge Euer Unternehmen, es würde Venedigs Unglück, sein Fall sein!"

Foscarini hatte mit sprachlosem Staunen zugehört; als Jener geendigt, erwiderte er mit wunderbarer Ruhe:

„Ich will das Beleidigende Eurer Ausdrücke vergessen und nur die Sache selbst ins Auge fassen. Eure Theilnahme, Monsignore, hatte ich nicht erwartet; Drohungen fürchte ich nie, selbst wenn solche aus dem Munde eines Mannes kommen, der in seiner Hand Leben und Tod trägt. Auch können sie auf das, was ich als Recht und Pflicht erkenne, keinen Druck ausüben.... Zeno ist Unrecht geschehen; Ihr kennt zu gut Venedigs Gesetze, um es in Abrede stellen zu wollen. Nur auf der Grundlage der Gerechtigkeit, auf die jeder Bürger Anspruch hat, kann ein Staat gedeihen. Die Wahrheit aufdecken und das Recht fördern, stiftet noch

kein Unheil, oder das Bestehende müßte so durch und durch vom Krebs zerfressen sein, daß es keine Berührung mehr zuließe. Dann aber wäre es besser, das Uebel würde bei der Wurzel ausgeschnitten, als daß der heimliche Schade die Luft noch länger mit seinem Gifte verpestet."

Molino biß sich auf die Lippe. „Das paßt gut für die Theorie, ist aber unhaltbar in der Praxis," versetzte er, der nie und nimmer die Unbefugtheit oder Verderbniß des Rathes der Zehn würde zugegeben haben. „Die Geschichte, wie der Haushalt der Natur lehren uns, daß dem Allgemeinen das Einzelne geopfert werden muß: fand das Tribunal Zeno's Verbannung zum Wohl der Republik nothwendig, so besaß es auch vermöge dieser Nothwendigkeit das Recht dazu. Wer höhere Interessen zu vertreten hat, ist nicht an kleinliche Bedingungen, an enge Grenzen der Moral gebunden. Sein Blick soll das Ganze übersehen; nicht die Gegenwart allein, auch die Zukunft ist das Feld, für welches seine Saaten reifen.... Die uneingeschränkte Gewalt des Rathes ist für Venedig gegenwärtig unentbehrlicher denn je; die Quellen, aus denen es ehemals Kraft und Reichthum schöpfte, sind versiegt, seine Hinfälligkeit im Innern nimmt zu, die Gefahr von Außen wächst

mit jedem Tage. Wenn die Republik trotz der ungünstigsten Verhältnisse doch ihre Unabhängigkeit bewahrte, während das aus allen Wunden blutende Italien der Schauplatz der wildesten Kämpfe geworden, und die Staaten um uns her unter der doppelten Geißel des Bürgerkrieges und der Fremdherrschaft erlagen; so verdanken wir das allein dem Rathe der Zehn. Er ist der Kitt, welcher das alternde Staatsgebäude zusammenhält. So lange sein starker Wille die einzelnen Glieder regiert, thun sie ihre Schuldigkeit; nehmt ihm die Autorität, und sie würden dem Andrange von Außen bald nachgeben, zerfallen wie ein baufälliges Haus, an dessen Fundament man zu rütteln beginnt.... Freilich, wo Licht, ist auch Schatten, und was nach einer Richtung hin die Stärke und Größe des Tribunals ausmacht, wird nach der anderen seine Schwäche. Aber die Palme abschneiden und verkrüppeln wollen, weil ihr langer Schatten uns ärgert, wäre ein Knabenstreich."

Der Gesandte blickte auf. Er bekannte sich nicht zu den gefährlichen Grundsätzen der macchiavellistischen Politik, in deren Ausübung damals die weltlichen Fürsten Italiens mit der römischen Hierarchie wetteiferten, die aber nirgends zu solcher Vollkommenheit gedieh, so feine Ausleger, so kühne Vertheidiger fand, als in den

Pregadi und dem Consiglio dei Dieci des Palazzo ducale in Venedig. Was der Rath das „allgemeine Wohl“ nannte, es war nichts als seine ungezügelte Herrschsucht, die Zeno zu brechen getrachtet. Aber wozu viel mit Worten fechten, wo zu überzeugen unmöglich war?

„Nicht ab-, sondern die wilden Triebe nur beschneiden, Eccellenza, damit der Baum um so gesunder emporwachse,“ erwiderte lächelnd Foscarini. „Nicht Altes zerstören, auch nicht Neues schaffen, war Zeno's Absicht; nur das Bestehende von den Mißbräuchen reinigen, es zeitgemäßer machen und ihm dadurch um so größere Dauer verleihen...“

„Was ist zeitgemäß? Nur das allein, was das Gedeihen eines Staates fördert!“ fiel ihm Molino heftig ins Wort, und man fühlte an dem Eifer, mit welchem er alle Argumente erschöpfte, wie viel ihm daran lag, Foscarini zu gewinnen. „Die Zeit macht nicht den Geist, sondern der Geist bildet sich seine Zeit. Sie muß sich den Bedürfnissen des Staates unterordnen. Gerade die Neuerungen, die Ihr zeitgemäß nennt, müssen wir scheuen. Die Stabilität seiner Gesetze hat Venedig vor dem Forum Europas Ansehen und Würde verliehen, sie allein kann ihm unsere gegenwärtige Schwäche verhüllen. Greift nicht in die Ordnung der

Dinge um einer einseitigen Gefühlspolitik willen! Einen wollt Ihr retten, und Hunderte würden in dem Brande untergehen. Um nicht länger in Bildern und Metaphern zu reden: laßt Zeno fallen! Mißbraucht nicht Eure Macht als Avogador, und die höchsten Ehrenstellen der Republik, ja, Zeno's Amt als Chef des Tribunals sind Euer. Thut es aus Rücksicht für Ruhe und Frieden, deren wir so sehr bedürfen, aus Rücksicht für Euch selbst: auf dieser Seite liegt eine glänzende Laufbahn vor Euch, bestrahlt von Glück und Ehre; auf jener — ein ruhmloses, verachtetes Ende, zweck- und freudlos!...

„Der Doge ist Euch im Herzen nicht feindlich gesinnt," fuhr Molino fort, der auf eigene Gefahr dieses letzte, wirksamste Mittel wagte. „Seine Söhne würden Euch mit offenen Armen empfangen; kein Preis sollte ihnen zu hoch sein, Euch für immer an sich zu fesseln... Ihr selbst habt ihn zu wählen!" setzte er bedeutungsvoll hinzu. „Bedenkt es wohl, und — wenn meine Freundschaft einst Werth für Euch hatte, ich biete sie Euch, nicht mehr wie damals mit der Begeisterung des Jünglings, aber mit der festen Zuversicht des Mannes. Laßt uns vereint für unser Vaterland wirken; nur in der Form gehen wir auseinander, das innere Wesen haben unsere Geister mit gleicher Schärfe erkannt."

Foscarini saß einen Moment still und bewegt; seine Gedanken weilten bei der Geliebten — ihr so nah und doch vielleicht ewig fern: er stand ja im Begriffe, die letzte friedliche Brücke, die vor der Welt zu ihr führte, für immer abzubrechen! Molino, der ihn beobachtete, hielt seinen sinnenden Ausdruck für Nachgiebigkeit, er glaubte ihn gewonnen.

„Ihr überlaßt es mir, Euch mit dem Hause Cornaro auszusöhnen! Fordert das Unterpfand, welcher Art es auch sei, ich verbürge Euch mit meiner Ehre die Gewährung desselben!" versicherte er nochmals, der seinen Triumph nicht ganz unterdrücken konnte, und wenn wir auch gerecht genug sein müssen, den Haupttheil desselben auf die Rettung des ehemaligen Freundes zu bringen, ein kleiner Rest blieb immer noch für das eigene Interesse übrig: denn Foscarini gewinnen, war für ihn und seine Sache noch jedenfalls sicherer, als ihn zu stürzen.

„Haltet ein!" rief Foscarini, der zugleich mit dem Ausdrucke von Schmerz und nicht zu überwindender Verachtung aufschaute. „Monsignore, kein Wort weiter — es würde Euch nicht minder schänden, als mich!"

Der Inquisitor fuhr zusammen, als hätte ihn der Biß einer Natter verwundet. „Wie, versteh' ich recht?

Ihr weist die Hand zurück, die bereit war, Euch am Abgrunde aufzuhalten?"

„So ist es!" entgegnete Foscarini kalt. „Wenn nur freundschaftliche Gefühle Euch zu mir führten, so nehmt dafür meinen Dank mit Euch, und — da Ihr nicht als Staats-Inquisitor, nur als Mensch vor mir steht, auch einen Rath," fuhr er mit Würde fort: „Monsignore haltet Euch für edler, als daß Ihr Eure Freundschaft als Preis für den Verrath an Recht und Treue dem Verräther bietet. Denkt in Zukunft besser von des Mannes Ehre, als daß Ihr sie feil glaubt für — Ehrenämter! Ich theile Zeno's Ueberzeugung, und so muß ich ihn retten oder sein Loos mit ihm theilen!... Was sollte ich in Euren Reihen? Da ich Freiheit und Recht nicht schützen kann, den Raub an beiden mit Euch theilen? Nein, an Einem Judas ist's dort genug, auf ihn häuft Euren Verrätherlohn, ich aber möchte nicht einmal den Weg durchs Leben mit ihm gemein haben!"

„So wählt denn den des Todes!" versetzte Molino, der aufgestanden war, kalt und streng, als spräche das Schicksal selber aus ihm.

Foscarini stutzte bei dem Ton, denn er kam aus

einem Munde, der nie widerrief; dessen ungeachtet antwortete er ruhig:

„Kann ich mit meiner Ueberzeugung nicht leben, ja, so werd' ich für sie sterben! Der Tag soll nicht scheinen, der mich an ihr — an Freund und Vaterland zum Verräther werden sah! Das Verhängniß waltet über uns, die Zeit wird das Ende lehren!"

„Sie wird es!" bestätigte der Inquisitor, dessen Ausdruck sich versteinert zu haben schien.

So trennten sich zwei Männer, die in ihrem Vaterlande zu den bedeutendsten ihrer Zeit gehörten.

Beide fühlten in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse das dringende Bedürfniß, dem Verfall der Republik Einhalt zu thun, und Beide besaßen Kraft und Muth, Alles für diesen großen Zweck einzusetzen. So waren die Endpunkte ihres Strebens die gleichen, aber ihre Wege dorthin mußten sich bei den entgegengesetzten Anschauungen in Feindseligkeit durchkreuzen. — —

## Siebentes Kapitel.

Kaum hatte sich Molino entfernt, als der Klopfer an der Pforte des Palastes Foscari von Neuem erdröhnte und, sobald das Thor wieder geöffnet war, der alte Contarini mit schnellen, fast jugendlichen Schritten die Treppenflucht hinauf eilte.

„Junger Freund, es steht gut um unsere Sache!" rief er, der unangemeldet eintrat, dem Cavalier entgegen, und die innere, freudige Erregung goß Leben und Spannung über sein welkes Gesicht. „Mein Fuß verließ heute kaum den Broglio — der Adel ist auf unserer Seite, mit Ausnahme weniger Zaghaften, die sich nicht vorher erklären wollen, aber in der entscheidenden Stunde dem allgemeinen Strome folgen werden. Alle sind sie entschlossen, Euch mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen und Renier's Zurückberufung als den vereinten Willen der Nation zu fordern. Widersetzt

sich dieses Mal das Tribunal oder sucht wieder in listigen Schachzügen Ausflucht, so hat es für immer aufgehört, zu existiren.“

„Edler Senator, das heißt der Einbildungskraft ein zu weites Feld einräumen,“ versetzte Foscarini, und ein ihm sonst fremder Zug tiefer Bitterkeit, die fast in Schmerz überging, legte sich um seine Lippe, während er den Gast zu dem von Molino verlassenen Platze führte. „Wer könnte daran denken, das Tribunal aufzulösen!“

„Nicht auflösen, aber wenn im nächsten Monate die Zeit der jetzigen Mitglieder abläuft, wird der Große Rath keinen neuen Candidaten durchlassen. Wie es auch kommen mag, Keiner — und wer es auch sei — soll die nöthige Stimmenzahl erhalten, sie haben es auf die heilige Hostie in San Marco beschworen... Meine weißen Haare werden noch den Tag erleben, wo meine Kinder befreit, sich wieder um mich versammeln!“ fuhr der Greis fort, welcher durch das ihn betroffene schwere Unglück so sehr gelitten, daß Hoffnung und Freude jetzt Thränen in seine Augen drängten, als er den jungen Mann voll Dankbarkeit an die Brust schloß. „Aber sagt mir, was hattet Ihr eben für einen geheimnißvollen Besuch? Der Alte unten konnte sich noch

kaum von seinem Schrecken erholen; er meinte, es wäre ein Officiant der Staats-Inquisition gewesen und zitterte in der Furcht, daß seinem Herrn etwas Schlimmes begegnet sei."

„Es war Molino selber."

„Molino?" wiederholte der Senator überrascht. „Was hatte das zu bedeuten? Zu dieser Stunde..."

„Er bot mir Zeno's Stelle als Chef im Rathe der Zehn an," antwortete Foscarini voll Verachtung, und erzählte dann die dabei stattgehabte Unterredung.

Contarini hörte mit großem Interesse zu. „Die Hoffnung ihrer Partei muß ganz gesunken sein, daß der stolze Mann sich dazu hergab," sagte er voll Zuversicht und des Sieges um so gewisser, je größeren Werth Molino darauf gelegt, den jungen Cavalier zu gewinnen.

Foscarini blickte vor sich nieder. „Vielleicht auch das Gegentheil!" meinte er gedankenvoll, und die Worte des Staats-Inquisitors beim Abschiede traten wider Willen vor seine Seele; aber er sprach sich nicht weiter darüber aus.

Obgleich Glück und Dankbarkeit des gekränkten alten Senators ihm unbeschreiblich wohlthaten, und er die

Ueberzeugung in sich trug, das rechte Theil erwählt zu haben: es wollte Foscarini bei allen günstigen Auspicien, unter denen er den Kampf begann, dennoch nicht gelingen, Herr seiner düstern Stimmung zu werden.

## Achtes Kapitel.

Die Nacht war eben erst dem anbrechenden Morgen gewichen, als Signor Spinelli das Cabinet des Staats-Inquisitors Molino verließ, mit dem er eine lange, geheimnißvolle Unterredung gehabt hatte.

Der Beamte des Tribunals trug ein Packet mit Papieren unter dem Arme, welches theils Briefe des Marchese de Castro, spanischen Gesandten in Venedig, an die Signoria enthielt, theils Berichte, welche Antonio Foscarini von Madrid und Paris aus an das hohe Collegio gesandt, und die der Staats-Inquisitor zum Zweck der Nachahmung der Handschrift aus dem Archiv entnommen hatte.

Sobald Spinelli sich in das ihm zu seiner Arbeit angewiesene Zimmer zurückgezogen, wurde Dominicus, der schon geraume Zeit in dem Vorzimmer wartete, durch den Kammerdiener des Patriziers eingelassen.

Der Inquisitor saß an seinem Schreibtische, beschäftigt, verschiedene Berichte durchzulesen. Kein Schlaf hatte sich seinem Auge genaht, aber von fester Gesundheit und noch festerem Willen, war er gewohnt, die Bedürfnisse des Leibes der Herrschaft des Geistes unterzuordnen. Nie hatte sein Gesicht entschlossener geblickt. Die Erreichung seines Zieles war nur noch sein einziges Augenmerk; das Wie beunruhigte ihn nicht mehr, denn seinem Gewissen war durch den gestrigen Versuch, Foscarini zu retten, Genüge gethan, und Rücksichten oder Unmöglichkeiten gab es nicht für ein Tribunal, bei dem der Zweck das Mittel heiligte, das nie vor einem Morde zurückschreckte und seine Urtheile gewöhnlich schon vor der Anklage fertig hatte.

So konnte er, gleich dem Stein, der im Fall vermöge des Gesetzes der Schwere den Endpunkt seiner Bahn unverrückt treffen muß, frei von jeglicher Schranke, ohne Reue und Wanken das, was er als unabwendbare Nothwendigkeit erkannte, fortan vollenden.

Bei dem Eintritt des Spions schaute der Staatsmann von den vor ihm liegenden Papieren auf. „Was bringst du für Nachricht?“ fragte er und winkte ihm näher zu kommen.

Pater Dominicus schlich auf den Zehen heran, und

obgleich sein Auge in heuchlerischer Demuth den Boden suchte, blickte doch aus jeder Linie seines aufgeschwemmten Gesichts jene freche Dreistigkeit, die rohen und dabei listigen Naturen eigen ist, sobald sie sich von ihrer Wichtigkeit überzeugt halten.

„San Marco fördert das heilige Werk!" begann er, indem er den Denkspruch seines Ordens in schlechtem Latein hinzufügte. „Monsignore, Zeugen genug, um selbst einen der Erzväter . . ."

„Auf die du dich verlassen kannst?" unterbrach ihn der Inquisitor mit strenger Miene.

„Bei meiner Seligkeit, ja! alles entschlossene Kerle, geübt im Handwerk — würden nicht zwinkern mit den Augen oder stottern, und wenn der Teufel beim Verhör selber das Richteramt führte."

„Und der Diener des Nobile? Es ist unerläßlich, daß gerade er gegen seinen Herrn aussagt."

„Müßt mich nicht auf Weibsleute verstehen, wenn es der Spanierin, seiner Liebsten, nicht gelänge, den Burschen herumzukriegen," antwortete Dominicus.

„Mit ihm selbst hast du nicht gesprochen?" fragte der Staatsmann.

Der Mönch machte eine verneinende Geberde. „Illustrissimo, Beide hatten gestern Abend eine Zusammen-

kunft und waren bei meiner Rückkehr schon fort. Aber gegen Morgen fand ich Gelegenheit der Zofe, Euer Gnaden Befehlen gemäß, die weiteren Instructionen zu ertheilen, wobei sie mir lachend berichtete, daß er ihr gestern das Geheimniß des Nobile verrathen habe."

„Die Besuche seines Herrn bei Signora Cornaro?"

„Just so ist es, Monsignore."

„Ihrer bist du also gewiß?"

„Zu dienen, Eccellenza!"

„Und sie traut sich zu, ihn zu dem Geständniß zu bringen? ich meine, auch in Betreff der Briefe? es fehlt ihr nicht an Geschicklichkeit?" fragte der Inquisitor.

„An Geschicklichkeit — der? Wahrhaftig nicht! die traut sich wohl noch mehr zu — eine wahre Isebel; würd' nicht blos den König, sondern den Propheten selber zum Heiden machen! — Wir können ihr den Burschen getrost überlassen; sie hat alles versprochen... vorausgesetzt, daß ich ihr einen tüchtigen Beutel voll Ducati in die Hand drücke," fügte Dominicus hinzu, der sich seine Bemerkungen nicht versagen konnte, aber doch mit einer gewissen Unsicherheit dabei verfuhr, als wären es Fühler, die er zur Sondirung des Terrains von sich streckte.

„Weiber sind geschwätzig; hast du sie mit den Folgen

bekannt gemacht? Von dem ganzen Handel darf kein Wort im Hause des Gesandten ruchbar werden."

„Illustrissimo, sie kennt die Säulen der Piazza — sie wird sich wohl in Acht nehmen."

„Die Zeit drängt; schon in der nächsten Nacht muß das Verhör stattfinden," erinnerte der Inquisitor.

Dominicus nickte beistimmend mit dem Kopfe. „Hab's schon alles mit ihr und Vano überlegt," erwiderte er und fuhr dann fort, die Mittel zu enthüllen, deren man sich zu Bocconio's Bestechung zu bedienen gedachte. „Wenn Eure Gnaden nur geruhen wollten, bis heute Abend die nöthigen Documente ..."

„Das wird sich finden," fiel ihm der Inquisitor in's Wort, der nur mit Widerwillen derartige Andeutungen vernahm, und — ob er auch die verbrecherische That belohnte, die Gegenwart des Thäters doch nichts desto weniger als eine Schmach empfand. „Es handelt sich für den Diener besonders darum, daß er beschwört, zwischen seinem Herrn und dem Marchese gewechselte Briefe, welche sich entweder unter den Papieren des ersteren vorfinden, oder die man ihm noch zustellen wird, durch die Vermittlung der Zofe besorgt zu haben. Du wirst darüber im Verlauf des Tages noch Genaueres erfahren. Es muß ihm dabei klar gemacht werden, daß, da die Documente

einmal vorhanden sind, es wenig zu bedeuten hat, ob sie durch ihn oder durch einen anderen Boten bestellt wurden."

Molino dachte nach. „Der Sicherheit wegen wäre es vorzuziehen, wenn der Diener die Anzeige dieses heimlichen Verkehrs schon vorher in den Löwenrachen steckte," sagte er. „Ist einmal die Denunciation schriftlich eingereicht, würde Widerruf ihm den Tod bringen, während er sonst beim Zeugenverhör noch schwankend werden könnte."

„Auch das möchte sich machen lassen," meinte Dominicus, der in Gedanken schon die Schlinge für Bocconio legte. „Ist's mal geschehen und der Papierlappen steckt drin, so sollt' es ihm mit sammt seinem Herrn weniger leicht werden, dem Löwen von San Marco aus den Tatzen . . ."

Er stockte bei dem finstern Blick des Staats-Inquisitors, der jetzt seiner nicht weiter zu bedürfen schien.

Dominicus zögerte noch, und indem er an dem Stricke zupfte, welcher die Falten seines Gewandes zusammenhielt, sagte er mit eingeschüchterter Stimme: „Gestatten Eccellenza noch eine unterthänige Frage: die Zofe war etwas ängstlich wegen des Verhörs und . . ."

„Das bleibt Geheimniß des Tribunals, sie hat nichts zu fürchten," versetzte Molino.

„Und die Gefangennehmung des Nobile?..."

„Darüber werden erst bei Einbruch der Nacht die Instructionen ertheilt," unterbrach ihn der Patrizier, der sich nach dieser kurzen Antwort wieder seinem Schreibpulte zuwandte.

Dominicus war entlassen.

„Die Gondel soll bereit halten!" rief der Inquisitor eine Stunde später seinem Kammerdiener zu, während er sich mit der Amtsrobe bekleiden ließ und zur Abfahrt anschickte.

Er war lange mit sich zu Rathe gegangen, ob es nicht besser sei, Foscarini's Geheimniß in seiner Brust zu begraben und die Mitglieder seiner Partei in dem Wahne von dessen Hochverrath zu lassen; doch vielleicht wollte er der großen Verantwortlichkeit entgehen, vielleicht war es auch Politik, was ihn für die entgegengesetzte Ansicht bestimmte. Zu befürchten hatte er bei dem Geständnisse jedenfalls nichts; Cornaro's und Bembo's Ehre war zu sehr influirt, als daß ihr Haß nicht noch heftiger entbrennen, und die Rache gierig nach dem einzigen Mittel greifen würde, den kecken Feind in seinem eigenen Netze zu fangen. So war er zu dem

Entschlusse gekommen, dem Cardinal das Geheimniß zu vertrauen, und noch ehe der Morgen verstrich, befand er sich in dessen Wohnung.

Wie erstaunte er aber, als auf den Prälaten seine Mittheilung durchaus nicht die erwartete Wirkung hervorbrachte, und derselbe, statt in Zorn auszubrechen, äußerst friedfertig dreinschaute.

Cornaro kannte Foscarini nur von Ansehen, aber der Ruf seiner Bedeutendheit war ihm nicht fremd geblieben. Die Heirath seiner Nichte mit Bembo, auf die sein Bruder des Reichthums und der angesehenen Stellung des letzteren wegen so große Stücke hielt, hatte ihn von Anfang an verdrossen, und wenn bei den laxen Grundsätzen jenes Jahrhunderts und bei der Sittenverderbniß aller Stände zu Venedig auch weniger das Liebesverhältniß selbst, als vielmehr die unerhörte, jede Schranke durchbrechende Verwegenheit des Cavaliers ihn empörte, so behielt dennoch die Theilnahme für seine Nichte in dem Prälaten die Oberhand und ließ den Gedanken an eine Verbindung mit Foscarini schnell Eingang bei ihm gewinnen.

„Monsignore, das ändert die Sache und scheint mir gerade kein unglückliches Ereigniß. Freilich wird der

Feind dadurch von dem schlimmen Verbrechen gereinigt; aber diese Liebe könnte ja ein Mittel bieten, den Feind uns in einen Freund zu verwandeln, und allem Uebel wäre abgeholfen," sagte der Cardinal, der eine Weile in Gedanken das Für und Wider der Verhältnisse erwogen hatte und, indem er Molino's ursprüngliche Hoffnungen theilte, auch zu denselben Schlußfolgerungen gelangte. „Mit Bembo würden wir schon fertig werden. Foscarini sollte die Hand meiner Nichte erhalten — ich verbürge mich dafür — wir wollten die Schmach vergessen, die er unserem ganzen Hause, besonders aber der Ehre des Dogen durch seine heimlichen Besuche anthat, wenn er seine feindseligen Plane aufgeben, Zeno fallen lassen und Schritte zur Versöhnung thun will. Da er meine Nichte liebt, so kann er in dem Entschlusse nicht schwanken."

Vielleicht gerade um die Gegenwirkung recht zu verschärfen, hatte Molino den Bischof seine versöhnlichen Wünsche ohne Unterbrechung vortragen lassen. Erst jetzt, da sein Plan durch dessen gestacheltes Ehrgefühl um so gesicherter war, gestand er, daß dieser Schritt bereits geschehen sei, er kein Mittel unversucht gelassen, Foscarini zu gewinnen, in Betreff des Dogen sogar mehr gethan habe, als er verantworten konnte, aber alle

seine Anerbietungen an der Hartnäckigkeit das Cavaliers gescheitert wären.

„Wie, er will nicht?“ rief der Prälat, der bei diesem ihn demüthigenden Geständnisse sich kaum Fassung zu bewahren vermochte.

Sein Stolz war auf das tödlichste verletzt, und seine Stirn brannte vor Zorn. Eine Cornaro Foscarini gut genug zur Geliebten, zur Gattin von ihm verschmäht! Ja, dieser Schimpf forderte Blut, gleichviel, unter welchem Vorwande man es fließen machte! Selbst für seine Nichte, der Ursache dieser Kränkung, war plötzlich jedes Mitleid in ihm erkaltet; mußte sie doch Gott danken, wenn Bembo sie noch zum Weibe nehmen wollte! Eine andere Hülfe gab es für sie nicht — für die Cornari keine andere Genugthuung als den Tod des Feindes.

Molino, der jetzt freies Spiel hatte, theilte darauf dem Prälaten seinen Plan mit, und was er bereits in der Sache gethan; wogegen Cornaro, der sich mit Allem einverstanden erklärte, es für nothwendig erachtete, seine Familie von dem Vorgefallenen sogleich in Kenntniß zu setzen.

Noch an demselben Vormittage versammelte man sich in der Bossola, einem Gemache im Palazzo ducale, wo

des Morgens gewöhnlich die drei Chefs der Zehn zusammenzukommen pflegten.

Außer den Cornari wurden nur noch Donato und Bembo mit in das Geheimniß gezogen, theils weil dasselbe für die Ehre der Familie zu delicater Natur war, theils weil, wie man sich ausdrückte, den übrigen Anhängern ihrer Partei mehr oder weniger jener große Blick fehlte, um in Anbetracht des gewichtigen Zweckes jedes dahin führende Mittel gut zu heißen.

Alle theilten den tiefen Ingrimm des Cardinals, besonders Francesco Cornaro und Bembo schäumten vor Wuth, und nur der Gedanke, daß der Feind an dem ihnen zugefügten Schimpfe nun selber verderbe, kühlte einigermaßen ihre Rachgier.

Mit Hinzuziehung des dritten Staats-Inquisitors sollte Foscarini's Gefangennehmung noch heute ins Werk gesetzt werden. Da man hoffte, daß derselbe seinen Besuch bei Marina erneuern würde, und es wichtig erschien, ihn gerade in der Nähe des spanischen Palastes zu verhaften, wollte man den Einbruch der Nacht abwarten, und die Fanti erhielten Befehl, bis dahin sowohl Foscarini's und der Cornari Wohnung, wie das Gesandtschafts-Hotel durch eine Anzahl von Schergen bewachen zu lassen.

So sehr man auch bei Besprechung dieser Maßregeln beflissen war, in Rücksicht Bembo's den delicaten Punkt möglichst zu umgehen und die Schuld von Marina ab allein auf Foscarini zu wälzen, so blieb die Angelegenheit für die Cornari immerhin höchst peinlich, obgleich sie über die Entschließungen des Bräutigams kaum zweifelhaft sein konnten. Leidiges Interesse hatte die Verlobung gestiftet, und wenn sich auch von seiner Seite demselben später Neigung zugesellte, so war diese doch weder so zarter, noch so tiefer Natur, um an einem Ereignisse wie dem gegenwärtigen Anstoß zu nehmen. Gegen die Untreue der Braut war der Tod des Buhlen das probateste Mittel, und was ihre Abneigung betraf, so hatte sie diese mit sich allein auszumachen; ja, bei einem so gemeinen Charakter, wie dem Bembo's, erhöhte es nur seinen Triumph, sie trotz ihres Widerwillens in seine Gewalt zu bekommen.

So war er wirklich schamlos genug, auf die Heirath zu bestehen, und da Beschleunigung derselben auch für die Cornari nur wünschenswerth erschien, blieb der Tag nach Foscarini's Hinrichtung zur Vermählung festgesetzt, die nun in aller Stille zu vollziehen man Grund genug in dem Unglücke fand, welches die herzogliche Familie unlängst durch die Verurtheilung des jüngsten Cornaro

wegen des Mordangriffs auf Zeno's Leben betroffen hatte.

Nachdem so die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt war, trennten sich die Patrizier, um sich zum Theil ins Collegio zu begeben.

Hier sahen sie sich dem verhaßten Feinde unerwartet gegenüber, und ihre Vermuthungen wurden zur Gewißheit. Foscarini erschien zum ersten Male in der violetten Amtsrobe als Avogador, um, in Vermeidung des Formfehlers, dessen Zeno sich schuldig gemacht, anzuzeigen, daß er am nächstfolgenden Tage mehrere Beschlüsse, bei welchen die erlauchte Signoria betheiligt sei, im Großen Rathe zu intromittiren beabsichtige, damit nur Denen der Zutritt gestattet werde, die nach den Gesetzen erscheinen dürften.

Diesem Gesuche, das, wie Jeder wußte, sich hauptsächlich auf den Dogen bezog, widersprach Niemand; wie ihnen auch das Blut in den Adern kochte, keine Miene verrieth die schwarzen Plane seiner Feinde, und ahnungslos des furchtbaren, sich über seinem Haupte zusammenziehenden Gewitters kehrte der Nobile nach Hause zurück.

## Neuntes Kapitel.

Foscarini verlebte den Tag in ungestörter Einsamkeit, damit beschäftigt, seine Rede für die morgende Sitzung auszuarbeiten und aus den venetianischen Gesetzen aller Jahrhunderte die Beweise zu liefern, daß nicht allein Zeno sich in seinem Rechte befunden, sondern daß es auch ihm als Avogador zustehe, durch sein Veto den Beschluß des Tribunals gegen denselben aufzuheben — eine That, zu der nicht leicht ein zweiter Mann in Venedig den Muth gefunden hätte!

Mit dieser Arbeit fertig, ordnete Foscarini seine Papiere, ertheilte seinem Intendanten den Auftrag, eine nicht unbedeutende Summe baaren Geldes für ihn in Bereitschaft zu halten, und traf im Geheimen alle Anstalten für den Fall, daß ein unglücklicher Ausgang seines Unternehmens ihn zwingen würde, durch schleunige Flucht den Verfolgungen des höchsten Tribunals zu

entgehen und sich mit der Freiheit zugleich den Besitz der Geliebten zu sichern.

Alle Maßregeln waren mit Sorgfalt getroffen, selbst die Pässe für die Wachtgaleere am Lido lagen bereit, das Schiff für Neapel harrte im Hafen seiner Befehle — nichts war vergessen, nichts blieb mehr zu thun, und noch immer wollte der so heiß ersehnte Abend, seines Glückes vertrauter Zeuge, nicht anbrechen.

Seine Ungeduld, die Geliebte zu sehen, nicht länger bezwingend, machte sich Foscarini, ungeachtet der frühen Stunde, schon auf den Weg. Wieder ließ er sich bis zum Rialto rudern, wo Bertuccio die Weisung erhielt, auf seine Rückkehr zu warten, wie spät auch immer die Stunde werden möchte.

Um die Zeit hinzubringen, schlenderte der Cavalier langsam zwischen den doppelten Reihen Botteghen hin, welche sich auf der breiten Brücke befinden, die in einem einzigen mächtigen Marmorbogen beide Ufer des Canale grande umspannt. Hier concentrirte sich damals Handel und Verkehr von Venedig; Hunderte von Menschen aus Ost und West drängten sich in buntem Costümewechsel voll Geschäftigkeit an einander vorüber. Die ganze Wunderwelt der Marmorstadt lag hier im bleichen Lichte des Abends entfaltet.

Auf etwas erhöhtem Punkte stehend, warf der Nobile einen halb zerstreuten, halb sinnenden Blick auf das bewegte Treiben, die endlose Zahl der mannigfaltigsten Fahrzeuge, unter denen die Flaggen aller schifffahrenden Nationen wehten — auf die Reihen säulengetragener Paläste, zu welchen Athen, Byzanz und Rom die Modelle geliefert, die, Stockwerk auf Stockwerk gethürmt, mit bunten Balconen, lichten Gallerien, Statuen, Reliefs und Mosaiken geziert, im Sonnenschein, die hellen Contouren auf Azurblau gezeichnet, in alle Farbentöne getaucht und unter den köstlichsten Lichtreflexen wie Riesenblumen auf der blauen Fluth strahlten: — unter den Purpurgluthen des Sonnenunterganges oder vom bleichen Mondlicht übergossen, in ein Meer thauigen Glanzes gehüllt und von den matten Tinten des nächtlichen Himmels umsäumt, zauberhaft schön wie Feensitze erschienen. Wie liebte er sein Venedig — ein einziges großes Denkmal des Ruhmes und der Kunst —, das der hohe Sinn eines freien Volkes aus den Reichthümern und Materialien dreier Welttheile erbaut, mit den Siegestrophäen eroberter Kaiser- und Königreiche geschmückt und durch die seltensten Kunstschätze verherrlicht hatte; sein Venedig — mit den pomphaften Festen, den bunten Maskeraden und heitern Regatten!

„Die Furcht vor der Knechtschaft eines barbarischen Despoten, der Trieb zur Freiheit hat alle diese Wunder geschaffen — Meere und Länder bezwungen, königliche Bürger groß gezogen," murmelte Foscarini, der sich wider Willen in eine beschauliche Stimmung versetzt fand. „Und das alles nur, um endlich der eigenen Despotie anheim zu fallen? Unglückliches Vaterland, so groß, so einzig in der Welt, sollte dein Stern nie wieder hoch erglänzen am Himmel Europas? Ein Siechthum, das schlimmer wäre, als der Tod, dein Loos sein? Nein, so lange du noch Bürger erzeugst, die thatenfreudig den Kampf für deine Freiheit und Ehre nicht scheuen, ist das Lebensmark in deinem Stamme noch nicht verdorrt: ein Baum, der lange unter der Wucht geiler Schößlinge krankte, hast du noch Kraft in dir, dich neu zu verjüngen!"

Seine Brust klopfte höher, sein Auge leuchtete von Muth und Hoffnung, als er vorsichtig um sich schaute, ob auch die unhörbar geflüsterten Worte nicht dennoch von einem Späher belauscht wären.

Nicht unangenehm berührt, als sein Blick statt dessen auf zwei ihm befreundete Patrizier fiel, die auch ihn schon gesehen hatten und im Begriffe standen, sich zu nähern, trat er schnell auf dieselben zu.

Beide waren Mitglieder des Rathes der Zehn, und gern erfaßte er den Augenblick, um mit ihnen noch über die Zeno'sche Angelegenheit zu sprechen.

In ihren Berathungen des Weges kaum achtend, waren sie eine ziemliche Strecke mit ihm durch die engen Gassen und über die Verbindungsbrücken gegangen, bis er, seinem Ziele ziemlich nahe, nach der Uhr sah und sich von ihnen verabschieden wollte.

„Warum uns hier schon verlassen?" fragte einer der Herren. „Wenn Ihr erlaubt, so begleiten wir Euch noch weiter; der Palast Foscari liegt auf unserm Wege."

Der junge Cavalier verbeugte sich. „Eine Gunst, die ich mir zu jeder andern Zeit gern von Signor Tiepolo erbitten möchte," sagte er höflich. „Heute muß ich leider auf Eure weitere Begleitung verzichten. Ich bin hier an meinem Ziel."

Er hatte bis zum Campo San Polo, wo sich der Palast Cornaro befand, nur noch eine Brücke zu passiren und um eine Ecke zu biegen. Sie standen der Seitenfaçade des spanischen Gesandtschafts-Hotels schräg gegenüber.

Die Patrizier lächelten. „Ei so, ich verstehe — ein kleines galantes Abenteuer!" versetzte Tiepolo.

„Verzeiht meinen Irrthum!“ Dabei reichte er Foscarini die Hand zum Abschiede.

„Ein Irrthum in der That,“ antwortete Antonio fast schwermüthig, „denn es handelt sich eben hier für mich um ein sehr bedeutungsvolles und sehr ernstes Abenteuer.“

In diesem Augenblicke trat, scharf um die nächste Ecke kommend, ihnen Signor Bembo in der scharlachnen Toga entgegen.

Die Nobili sahen sich überrascht an, da es ungewöhnlich war, wenn die höchsten Würdenträger des Staates um diese Zeit in ihrem Amtshabit öffentlich erschienen. Die beiden Freunde verbeugten sich tief bei dem Anblick des jüngst zum Staats-Inquisitor gewählten Rathes, Foscarini's Gruß war stolz und kalt; trotz der Allmacht des Mannes vermochte er kaum die Verachtung in seinen Mienen zu verbergen.

„Ein unerwartetes Zusammentreffen — ein höchst seltsamer Ort!“ meinte Bembo, während seine halb zugekniffenen Augen bedeutungsvoll von Foscarini zu dem nahen Palast hinüberschweiften, und ein unheimliches Lächeln um seine aufgeworfenen Lippen spielte.

„Seltsam?“ wiederholte der Cavalier, an den die Anrede vorzugsweise gerichtet war, in gereiztem Tone.

„Das Seltsame liegt wohl nur darin, daß Monsignor Bembo's und Foscarini's Wege sich überhaupt kreuzen, und am allerseltsamsten, daß sie sich hier nicht zum letzten Male kreuzen — wie weit sie auch sonst auseinander gehen!"

„Hm, das Kreuzen ist ein übles Ding," sagte mit dem hämischen Ausdrucke wie vorhin der Staats-Inquisitor. „Ihr hättet es klüglich lassen sollen; mir auf meinem Wege folgen, wäre weiser gewesen... Wer nicht Geschick hat beim Ausweichen, wird über den Haufen geworfen — merkt Euch das, Signore!"

Foscarini stand sprachlos. Dieser verrätherische Schurke, den er in tiefster Seele verachtete — haßte in der Geliebten wie im Freunde —, wagte, ihn zu höhnen? Ohne auf die hohe Stellung des Mannes Rücksicht zu nehmen und der Gefahr zu gedenken, erwiderte er heftig:

„Euch folgen? Führte der Weg statt zur Hölle in den Himmel, ich würde lieber die Seligkeit verschmähen, als sie mit solcher Gesellschaft theilen! Auf daß aber unsere Wege in dieser Welt sich nicht wieder kreuzen, mag die Schärfe des Schwertes zwischen uns entscheiden, wer, nicht im Ausweichen — wie Lumpe das thun —, sondern zum Angreifen Herz und Geschick hat, wer

über den Haufen geworfen wird! Ihr seid ein Verräther! Ich, der ich die Sache meines Freundes Zeno führe, will es Euch beweisen in jeder Waffe, die Euch beliebt, und zu jeder Stunde!"

Bembo brach in ein spöttisches Gelächter aus. „Ich danke Euch, Signore! Hahaha, wer die Loose selbst austheilt, wäre ein Narr, ihre Entscheidung dem Schwerte zu überlassen!" entgegnete er, und die ihm angeborene Gemeinheit trat in ihrer vollen Nacktheit zu Tage. „Mein Wort spielt hier das Schwert und ich das Schicksal: die Wahl ist getroffen! Das Weitere überlass' ich andern Händen und andern Schwertern!..."

„Ihr weicht mir aus? Elender Feigling!" rief Foscarini, der sich vor Zorn kaum kannte und dem sich schnell entfernenden Inquisitor folgte. Die zwei Patrizier, welche beim Beginn dem Wortwechsel vergebens Einhalt zu thun bemüht gewesen, hatten sich schon früher zurückgezogen.

Während der Cavalier noch schwankte, ob er den Feind, den er mit Blicken der Wuth und Verachtung maß, nichts desto weniger angreifen und dadurch zum Zweikampf zwingen sollte, sah er sich plötzlich von mehreren Männern umringt und angehalten, die, da

eben noch Alles todtenstill und öde um ihn gewesen, wie aus der Erde gewachsen schienen.

„Was heißt das?“ fragte er in auffahrendem Ton und zog, an einen Ueberfall glaubend, blitzschnell den Dolch.

„Im Namen San Marco's! Halt, Excellenza!“... rief einer der Männer, der aus der Mitte der übrigen hervortrat, seinen Mantel zurückschlug und die Uniform des Messier grande, Chefs der Sbirri, sehen ließ. „Ihr seid mein Gefangener auf Befehl des höchsten Tribunals!“

Foscarini fuhr einen Schritt zurück, wie vom Blitz getroffen; sein Gesicht wurde fahl wie Asche. „Marco Molino, das ist dein Werk!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Du bist schneller, als ich dachte!“

Widerstandslos übergab er seine Waffen dem Staatsbeamten.

„Erlaubt, Monsignore, Euer Weg führt dort herum!“ sagte der Offizier, der nach dem Rio della Madonna deutete, auf welchem eben die sechsruderige Barke des Consiglio dei dieci mit dem rothen Wimpel und der verhängnißvollen Chiffre auf dem Hintertheil erschien.

Foscarini ermannte sich; noch einen Blick warf er zurück auf den Palast Cornaro, von dem nur eine Ecke

in schwarzen, undeutlichen Contouren hinter den niedrigen Dächern der davor stehenden Häuser von seinem Standpunkte aus sichtbar war: Zu scheiden ohne ein letztes Lebewohl! So nah' dem Ziele, und dennoch zu scheitern! Die süßeste Hoffnung des Lebens und dumpfes Verzweifeln, hatten sie je näher zusammen gelegen?.... Fast gewaltsam wandte er sich weg, den voranschreitenden Schergen zu folgen, ohne daß weitere Worte zwischen ihnen gewechselt wurden.

Bembo hatte der Scene in einiger Entfernung mit teuflischem Hohnlachen beigewohnt. „Das ist für's Kreuzen, edler Signore!" murmelte er vor sich hin. „Wenn Euch auf dieser Welt nochmals Gelegenheit werden sollte, mir in's Gehege zu kommen, so merkt es Euch! Ich glaube aber, schwerlich — hahaha! Wollen Euch einen Ort besorgen, wo sich's weniger sanft ruht, als im Arm der treulosen Buhlerin!"

Darauf entfernte er sich in entgegengesetzter Richtung.

„Worauf lautet der Verhaftsbefehl?" fragte Foscarini mit äußerer Fassung, als er in der Barke neben dem Beamten des Rathes der Zehn Platz genommen, und die Schergen ihm Handringe angelegt hatten.

„Auf Hochverrath, Excellenza."

„Hochverrath —" wiederholte der Gefangene mit

tonloser Stimme und versank nur tiefer in düsteres Sinnen.

Erst als die Barke nach viertelstündiger Fahrt in den schmalen, zwischen hochragenden Gebäuden eingedämmten Rio dei Prigioni einbog, wie man das an dem hohlen Rauschen des Wassers erkannte, erhob der Nobile schwermüthig das Haupt.

Die Nacht war hier schwärzer als anderswo, kein Stern tauchte sein Licht in diese Fluth, die in trüben, schweren Wellen langsam hinglitt. Links stieg die hohe, massive, fast ein Jahrtausend alte Mauer des Dogenpalastes empor, als wüchse sie, ein lebendiger Felsen, aus der Fluth; rechts wurde der Canal von den neuen Gefängnissen begrenzt, und hoch über ihren Häuptern schwebte, beide Gebäude verbindend, eine überdachte Brücke in Form eines Sarkophags, welcher das Volk zu Venedig den Namen Ponte dei Sospiri gegeben. Nur hoffnungsloses Verzweifeln war in diesen Regionen zu Hause; die Lüfte, die vorüberzogen, mit der Freiheit und dem goldenen Lichte zu kosen, vernahmen nur den Schmerzensschrei und das Todesgestöhn unglücklicher Opfer, die aus den Kerkern zur Folterkammer oder auf den verhängnißvollen Stuhl mit der Garotta geschleppt

wurden. Hier führte der Weg zu den furchtbaren, unter dem Niveau des Canals in die dicke Mauer des Dogenpalastes eingesprengten Pozzi,, wie zu den hirnversengenden, unter dem Dache desselben befindlichen Piombi. Diese fühllosen Steine hatten ihren Schooß nie anders geöffnet, als um dem Tode Geweihte ein- oder durch den Tod Erlöste auszulassen.

Die Barke hielt links an der Steintreppe des Wasserthors. Auf wiederholtes Pochen öffnete sich die eisenbeschlagene Thür, und mehrere Beamte erschienen.

Der Messier grande zeigte den von dem Secretär der Staats-Inquisition unterzeichneten Verhaftsbefehl vor und lieferte den Staatsgefangenen ab.

Foscarini betrat den Dogenpalast, wo seine Väter als Fürsten geherrscht, wo einer seiner Vorfahren, Jacopo Foscari, gleich ihm ein schuldloses Opfer des Hasses und der Tyrannei der Zehn, sein Leben fast unter den Händen der Folterknechte ausgehaucht hatte. Was stand ihm bevor? Ahnte er doch nicht einmal sein Verbrechen!...

Der Capitän zog sich nach den kurzen Formalitäten mit seinen Schergen wieder gleichgültig zurück; es war

das ja ein Geschäft, was sich täglich wiederholte. Die Pforten wurden hinter ihnen geschlossen, die Barke stieß ab, und Foscarini stand allein — all sein Glück jenseit der eisernen Gitter zurücklassend.

---

## Zehntes Kapitel.

Mitternacht war lange vorüber, als hastige Ruderschläge ertönten, und eine Gondel an den lichten, zierlichen, mit schlanken Säulen und offenen Gallerien versehenen Palast Contarini anlegte.

„Oeffnet im Namen San Marco's!" rief eine Stimme von außen, während heftig gegen das Thor gepocht wurde.

Es währte nicht lange, so flogen die Riegel zurück, denn ob Nacht oder Tag, den Beamten des höchsten Tribunals war kein Weg in Venedig verschlossen, und unangemeldet trat der Fante in das Schlafgemach des Senators, der sich schon vor einer Stunde, voll Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg des morgenden Unternehmens, zur Ruhe begeben hatte.

Jäh aus dem Schlafe geweckt, richtete sich der alte Patrizier bei dem Anblicke des Beamten schnell empor,

der ihm von der Staats-Inquisition die schriftliche Vorladung zum augenblicklichen Zusammentritt des Rathes der Zehn, dem jedes Mal auch die Räthe der Signoria beiwohnten, überbrachte.

„Ich werde bereit sein," antwortete ruhig der Senator. Doch während er einen zweiten Blick in das Papier warf und weiter zu lesen fortfuhr, überfiel ihn ein Zittern, die Buchstaben schwammen vor seinen Augen, er bog sich näher zur Lampe. Leichenblässe überzog sein Gesicht; es war, als wenn die Linien desselben schärfer würden, die Augen tiefer in ihre Höhlen sänken. „Ich bin bereit, dem hohen Rufe zu folgen!" wiederholte er noch einmal, aber mit tonloser Stimme.

Der Staatsmann mit grauen Haaren besaß Selbstbeherrschung genug, um durch kein Wort den Jammer zu verrathen, der ihm das Herz brach.

„Es ist hier nichts über den Ort bemerkt," setzte er nach kurzer Pause hinzu. „Findet die Versammlung im Kloster des Erlösers Statt?" Dies war nämlich der Ort, wo der Rath der Zehn und die Staats-Inquisitoren bei nächtlichen Sitzungen sich gewöhnlich zu vereinigen pflegten.

„Nein, Illustrissimo, im Dogenpalaste," antwortete

der Staatsbeamte. „Seine Hoheit wird dem Gerichtshofe präsidiren.“

Der Patrizier machte dem Fante ein Zeichen, daß er genug wisse, und jener zog sich schweigend zurück.

„Da Eccellenza doch einmal in der Nachtruhe gestört sind,“ meinte der Kammerdiener während des Ankleidens, „so kann ich den Boten von Mantua, der eben von Euer Gnaden Schwiegersohn anlangte, wohl noch einlassen? Es ist der alte Hauswart selber.“

„Von meinen Kindern?“ fragte Contarini schmerzlich bewegt. „Geh', ruf' ihn her — aber gleich! denn ich muß augenblicklich fort.... Sind Alle gesund, Berthold?“ rief er, nachdem der Diener das Gemach verlassen, dem eintretenden Boten entgegen. „Was bringst du für Nachricht?“

„Monsignore, ich komme, Nachrichten zu holen. Mein gnädiger Herr ist unruhig, zu erfahren, was sich indeß in Venedig zugetragen hat,“ antwortete der schon bejahrte Hausbeamte, indem er sich über die Hand des Senators beugte. „Gott grüß Euer Gnaden! Alle gesund, schon eingerichtet — ganz häuslich — nur hier (er deutete auf's Herz) ist's bei den Herrschaften nicht richtig. Wer 'mal auf den Lagunen geboren ist, fühlt sich drüben, den festen Boden unter den Füßen, so un-

behaglich, wie ein Fisch, der ins Salzwasser gehört und beim Scirocco in die Lagunen getrieben wurde.... Sie klagen nicht," fuhr er mit der Redseligkeit seines Alters und Standes fort, „aber in ihren Augen liegt das ganze Bekenntniß zu lesen: glaub' immer, möchten Beide lieber in Venedig todt, als draußen lebendig sein. Die erlauchte Signora weinte heiße Thränen, als ich fortging. Sie küßt Euer Gnaden viel tausend Mal die lieben Hände und wird den Tag segnen, der sie wieder zum ersten Male Euer Antlitz schauen läßt."

Der alte Senator kämpfte nicht länger, seinen Schmerz zu bewältigen, auch ihm fielen heiße Thränen in den grauen Bart.

„Der Tag wird nimmer kommen, es ist Alles verloren!... Berthold, hörtest du einst die alte Sage von dem heiligen Weibe aus dem hohen Norden, das dem Dogen Candiano einen Runenstab gebracht und prophezeit habe, Venedig, aus den Fluthen erstiegen, werde auch durch Wasserfluthen und Erdbeben wieder von der Welt verschwinden, wie Sodom? Sag' meinem Sohne, die heilige Frau habe gelogen; nicht durch das Meer, durch seiner Bürger Sünde wird Venedig zu Grunde gehen! Der edle Foscarini sitzt unter den Bleidächern — noch heute Nacht soll er als Hochverräther

gerichtet werden! O nie, seit die Welt steht, ist so schlimme Lüge, so arger Betrug ersonnen worden!"

„Das wolle der Heilige verhüten!" rief der Diener erschrocken, der in der Familie groß geworden, und dessen Vater schon Hauswart im Palaste zu San Geremia gewesen. „Ich habe einen Auftrag an Seine Gnaden; er war meinem Herrn lieb, wie sein Augapfel — auf ihn stand seine Hoffnung."

„Den Auftrag bring' deinem Herrn zurück; die Hoffnung soll er aus seinem Herzen reißen, wie den Glauben an die Gerechtigkeit auf dieser Welt... Willst du die Nacht noch heimkehren?"

Der Diener sah traurig auf den alten Senator. „Signor Zeno meinte, wenn nichts vorgefallen, sollte ich's wagen, morgen abzuwarten..."

„So eile diese Nacht noch zurück; morgen soll ein Bote ihm den Erfolg der Sitzung melden. Bring' meinen Kindern meinen Segen; der allmächtige Gott tröste sie, wenn Menschenhülfe fruchtlos bleibt!"

„Eine traurige Meldung!" murmelte der Diener, indem er sich leise zurückzog.

Contarini bestieg die Gondel.

Bald hatte er den Palazzo ducale erreicht. Durch die Porta della Carta eintretend, ging er quer über

den Hof zu der mit Fackeln erleuchteten Riesentreppe. Die Nachtluft strich feucht zwischen den Säulen hin, Nebel lagen über Stadt und Wasser.

Unwillkürlich glitt der Blick des alten Mannes an dem Dache hinauf, dem jetzigen traurigen Asyl des Freundes, da die politischen Gefangenen sich vor Fällung des Urtheils in den oberen, nach demselben in den unterirdischen Gefängnissen zu befinden pflegten. Unheilvolles Gebäude! das schon bei seinem Entstehen seinen furchtbaren Zweck documentirte und Die als erste Opfer verschlang, welche Hand an seine Vollendung gelegt: des Dogen graues Haupt, der dieses ewige Denkmal geschaffen, rollte unter dem Schlage des Henkers von der Riesentreppe, und der Baumeister wurde an die von ihm errichteten Säulen gehängt.

In seiner Erscheinung zugleich wunderbar, herrlich und majestätisch — finster und grauenhaft, hat vielleicht kein zweites Gebäude der Welt so ruhmreiche und so blutige, so erhabene und so verworfene Thaten gesehen, keines so heterogenen Zwecken gedient: hier wurden die großen Siege der Nation gefeiert, hier war das gewaltige Triebrad, welches das Staatsleben in Bewegung setzte, von dem aus man Reiche beherrschte, das Schicksal der Christenheit entschied; hier die Werkstatt der Unsicht-

baren, die Alles wußten und nichts verziehen, deren geheimnißvolles, furchtbares Wirken nur erkennbar wurde an den verderbenbringenden Blitzen, welche sie schleuderten; hier wurde in mitternächtiger Stille gemordet. Der Palazzo ducale mit seinen Sonderbarkeiten und seinen grellen Contrasten war der echte Körper für den Geist der venetianischen Regierung!

Bei seinem Eintritt in den hochgewölbten Saal fand Contarini die Mehrzahl der Räthe schon versammelt; obgleich sie, hier und dort in Gruppen beisammen stehend, nur leise mit einander flüsterten, so war doch die allgemein herrschende außerordentliche Aufregung unter ihnen nicht zu verkennen. Der Schlag kam bei Foscarini's Unbescholtenheit, seiner Macht und Beliebtheit so unerwartet und furchtbar, die Stunde der Gefangennehmung war in Rücksicht des morgenden Unternehmens so verhängnißvoll, daß, ob Feind oder Freund des Betheiligten, Niemand sich eines tiefen Eindrucks erwehren konnte, Jeder unwillkürlich fühlte, falls hier wirklich nur der Zufall das ganze Spiel geleitet, er der Absicht wenigstens sehr in die Hände gearbeitet habe, und dieser Gewaltstreich dazu ausersehen sei, die Hyder der Unzufriedenheit mit Einem Male zu vernichten. Wenn ein großer Theil der Mitglieder sich

auch in ihren Wünschen mit dem Erfolge einverstanden erklärte, so erschraken sie doch nichts desto weniger über die Kühnheit dieses Schrittes, dessen Ausführbarkeit noch Allen als ein dunkles Räthsel erschien.

Erst mit dem Erscheinen des Dogen entstand tiefe Stille in der Versammlung. Alle Anwesenden nahmen ihre Plätze an einer langen, mit schwarzem Tuch überzogenen Tafel ein, auf welcher verschiedene symbolische Zeichen als Mahnung an Tod und Vergänglichkeit lagen.

Diese Tafel, wie überhaupt alles Geräth in diesem Gemache, trug den Stempel des Alten, Ueberkommenen und hatte hier schon Dienste geleistet, als noch die Ahnherren der jetzigen Richter in diesen Räumen über Leben und Tod entschieden.

Für den Dogen, der, umgeben von seinen sechs Staatsräthen, am oberen Ende präsidirte, obgleich er hier, seiner fürstlichen Hoheit bar, nur den Rang eines Richters bekleidete, war ein erhöhter, mit einem Fußschemel versehener Armstuhl vorhanden; alle übrigen Räthe hatten zusammenlegbare Sitze, ähnlich den curulischen Stühlen im altrömischen Senat. Weiterhin befand sich ein kleiner Tisch mit Schreibmaterialien und Gesetzbüchern für zwei Secretäre und näher nach dem

Eingange zu Plätze für den Angeklagten und die Zeugen. Durch Vorrichtung der großen, von der Decke herabhangenden Lampe blieb der größte Theil des mit schwarzem Marmor getäfelten und mit Vorhängen von derselben Farbe bekleideten Gemaches im Halbdunkel, so daß man die Mienen der Richter, die in häufigen Fällen sogar noch maskirt zu Gericht saßen, kaum unterscheiden konnte, während alles Licht sich auf den Raum concentrirte, welchen der Angeklagte und die Zeugen einnahmen.

Sobald die Staats-Inquisitoren dem Rathe der Zehn über die Gefangennehmung des Cavaliers Foscarini und den wider ihn eingeleiteten Hochverraths-Proceß Bericht erstattet und die eingegangene Denunciation, so wie verschiedene, seine Schuld außer Zweifel stellende Indicien vorgelegt hatten, wurde zum Zeugenverhör geschritten.

Dieses Verfahren gehörte zu den gemäßigteren, da in Fällen, wo es sich um Personen handelte, deren Verderben schon im voraus beschlossen war — es also darauf ankam, die Procedur in undurchdringliches Dunkel zu hüllen — das Zeugenverhör wie überhaupt die Leitung des Processes den Staats-Inquisitoren allein überlassen blieb, der Rath der Zehn nur oberflächliche

Einsicht in denselben gewann und sich freiwillig seines Urtheils enthielt. Es war dies ein schweigendes Uebereinkommen zwischen beiden Gerichtshöfen, zur Umgehung des Gesetzes, welches ausdrücklich gebot, keinen Patrizier ohne volle Stimmenzahl zu verurtheilen und wurde da angewandt, wo der Angeklagte im Rath der Zehn Freunde besaß, deren Einfluß man auf diese Art unschädlich machen wollte. Hier indeß, wo der Erfolg, Dank den getroffenen Maßregeln, ein ohnedies gesicherter war, hatte Molino in Betracht der gegenwärtig kritischen Lage des Tribunals dieses scheinbar unparteiischere Verfahren (da statt drei siebenzehn Richter entschieden) gegen die enragirten Feinde des Gefangenen mit vieler Standhaftigkeit durchgesetzt.

Die Zeugen wurden einer nach dem andern vorgeführt und alle einzeln verhört.

Dominicus und Vano hatten unter dem Heer von Spionen und Schergen eine Auswahl derselben getroffen, und ihnen die Rollen in einer Weise zugetheilt, daß die geschlossene Kette ihrer Aussagen dem Gefangenen keinen Ausweg mehr frei ließ.

Einige unter ihnen wollten den Nobile seine Wohnung um die Nachtzeit haben verlassen, andere ihn in den spanischen Palast eintreten, noch andere ihn aus dem-

selben herauskommen sehen. Mehrere im Gesandtschaftspalaste angestellte Spione bezeugten, ihm auf den dortigen Gängen begegnet zu sein. Die Hauptgefahr für Foscarini gipfelte aber in der Rolle, zu der man wirklich seinen eigenen Diener Bocconio vermocht hatte: derselbe überlieferte einen Brief, den er von seinem Herrn mit dem Auftrage erhalten zu haben behauptete, ihn durch die Zofe der Marchesa de Castro an den Gesandten gelangen zu lassen, einen Brief, der durch seinen Inhalt das Verbrechen des Hochverraths klar darlegte und den Jeder, der Foscarini's Handschrift einmal gesehen, unbedingt für den seinigen erkennen mußte. Ferner gestand Bocconio, schon seit der Anwesenheit des Nobile in Venedig der Zwischenträger solcher Correspondenzen gewesen zu sein, ohne die Bedeutung dieses gefährlichen Dienstes geahnt zu haben.

Alle Zeugen beschworen ihre Aussage.

Eine unglaubliche Spannung herrschte während dieses Verhörs unter den Richtern, welche die in das Geheimniß Eingeweihten eben nicht zu entkräften suchten. Trotz ihres Triumphes trauten selbst die Feinde kaum ihren Ohren, während die Freunde des Gefangenen, das Dasein eines unerhörten Betruges ahnend, zweifelhaft

die Köpfe schüttelten, aber mit jeder neuen Aussage ihre Sorge wachsen, ihren Muth sinken fühlten.

Eine Rettung gab es noch — an sie klammerte sich das Vertrauen, die letzte Hoffnung: es war das Erscheinen des Gefangenen, seine eigene Vertheidigung. Mit einem Worte mußte er das Gewebe unbegreiflicher Intriguen zerreißen! So lange die Tugend nicht buhlt mit dem Laster und die Ehre mit der Schande, so lange Vaterlandsliebe nicht Verrätherei und Treue nicht Meineid ist, konnte der edle, hochherzige Mann kein Verbrecher sein!

## Elftes Kapitel.

Athemloses Schweigen herrschte in der Versammlung; Aller Blicke waren voll Erwartung und Bangigkeit auf den Eingang gerichtet, bis endlich die Pforten sich öffneten und Foscarini, mit schweren Ketten beladen, erschien.

Sein Antlitz war bleich und ernst; das Auge hatte etwas von seinem dunklen Leuchten verloren — der Strahl der Hoffnung war darin erloschen —, aber auf der breiten Stirn lag unerschütterliche Festigkeit. Wie auch der Schmerz mit Geierkrallen in seine Brust greifen mochte, äußerlich wurde es nicht sichtbar; die Glieder trugen Fesseln, aber der Geist war frei, selbst die auf ihn gehäufte Schande hatte den Adel aus seiner Erscheinung nicht verdrängen können.

Die ihn begleitenden Schergen wiesen dem Gefangenen eine im Vordergrunde befindliche Bank zum Platz=

nehmen an; doch als verschmähte er den Sitz der Gemeinheit, die bloße Berührung mit dem Laster, blieb er aufrecht stehen, voll von dem Lichte der Lampe bebeleuchtet.

Jetzt zum ersten Male wurde er hier mit dem ihm zur Last gelegten schweren Verbrechen bekannt gemacht und ihm durch den Secretär der Staats-Inquisition ein summarischer Auszug der Zeugenaussagen gegeben. An eine Confrontation derselben oder nur an Nennung ihrer Namen und Angabe der besonderen Umstände jeder einzelnen Aussage war bei so verschleiertem Rechtsgange nicht zu denken. Der Gefangene durfte sich mit Niemandem besprechen, er erhielt keinen Vertheidiger, Alles war ihm selbst überlassen, und das in einem Augenblicke des größten Schreckens, wo er mit Folter und Tod bedroht war!

Foscarini kannte den Gang des Tribunals; jedes Wort war hier entscheidend, und trotz seines sprachlosen Staunens und der tiefsten Entrüstung über die unerhörte Infamie, folgte er mit scharfer Aufmerksamkeit der Anklage.

Was war das? Alles nur Zufall an Zufall gereiht, wie in der unfreien Natur durch Ansetzung der Atome blindes Ungefähr den Felsen formt? Oder war es ein

Werk der Hölle, von Teufeln klüglich ersonnen, künstlich und zweckvoll Masche in Masche gefügt, ihn in dem verrätherischen Garne zu verderben? Er wußte es nicht! Wie sein Auge sich auch mühte, dem Zickzack der Blitze zu folgen, die vernichtend von allen Seiten ihn trafen, eine Wolke verhüllte die Hand, welche sie schleuderte. Zuweilen zuckte es über sein Antlitz, er fuhr zusammen, seine Brust arbeitete schneller, doch gleich wieder senkte sich das Auge, und nur tiefere Schatten — ein Ernst, der an Starrheit grenzte, blieb zurück.

Als der Secretär seinen Vortrag geendet, entstand eine Pause von mehreren Minuten; man hörte das Athmen in der Versammlung, jedes Auge war auf den Einen gerichtet, der nur zu deutlich fühlte, daß aus dieser Enge kein Entkommen mehr möglich war. Jede Schlinge des höllischen Gewebes hatte sich fest um seine Glieder gelegt, ja, selbst die Gedanken waren hier gefesselt. Zeno's Prophezeiung, daß es an einem Opfer nicht genüge, und Blut den Boden tränken müsse, wenn die Saat der Freiheit reifen solle, trat, wie der Erfüllung nahe, vor seine Seele.

„Gesteht Ihr das Verbrechen des Hochverraths, dessen Ihr angeklagt und überführt seid?“ fragte der Secretär auf einen Wink der Staats-Inquisitoren.

Foscarini ermannte sich, er trat einen Schritt vor, und sein dunkles Auge, das die Tafel überflog und Feind nach Feind erkannte, richtete sich durchdringend auf die Richter.

„Ich bin unschuldig, so wahr ich an die Unsterblichkeit der Seele und an die Erlösung durch meinen Heiland glaube!“ antwortete er mit gehobener Stimme. „Hochverrath liegt mir fern, wie die Nacht dem Tage!“

„Womit könnt Ihr das beweisen?“ fragte der Secretär. „Ihr habt die beschworenen Zeugenaussagen vernommen. Euer eigener Brief straft Euch Lügen.“

„Ich habe nie an den spanischen Gesandten und an keinen auswärtigen Minister außer auf Befehl der erlauchten Signoria geschrieben,“ versetzte der Angeklagte. „Ich erkenne den Brief nicht an als den meinigen und verlange, daß man denjenigen meiner Diener mir gegenüberstellt, der behauptet, denselben von mir empfangen zu haben... Ich verwerfe sämmtliche Zeugenaussagen als falsch.“

„Ihr seid im spanischen Palaste gewesen,“ fuhr der Secretär fort, ohne die Forderung des Gefangenen zu beachten.

„Nein, so wahr mir Gott helfe!“

„Alle Zeugen stimmen darin überein, Euch vor und

in dem Palaste gesehen zu haben," erwiederte Jener mit scharfem Accent, der sich inzwischen immer heimlich mit den Staats-Inquisitoren besprach.

„In jener Gegend — ja!"

„Ihr gesteht also, dort gewesen zu sein?"

„Nicht im Palaste."

„Wo dann?..." fragte der Secretär, hielt aber augenblicklich auf das Zeichen eines der Staats-Inquisitoren inne, die mit gesteigerter Spannung dem Verhör folgten.

Foscarini verstummte. Eine nicht zu beschreibende Unruhe bemächtigte sich seiner; er blickte auf, blickte nieder — wollte reden, und kein Laut kam hervor. Das Blut trieb schneller nach seinem Herzen, jede Fiber zuckte, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Man fühlte den innern, verzweiflungsvollen Kampf, das Ringen der Seele zwischen zwei gleich schrecklichen Wegen: hier der Tod, urplötzlich, finster, unheilvoll — der Tod des Verbrechers! die heilige Sache des Vaterlandes unvollendet, vielleicht verloren — dort die Schande der Geliebten, die in kindlicher Unschuld und Hingebung ihre Ehre ihm anvertraut hatte! Durfte er dieses Kleinod Preis geben durch das öffentliche Geständniß seiner nächtlichen Besuche? Auf ihre reine Seele den

Makel werfen, um sich zu retten?... Wie klein das nächste Wort auch war, Leben und Tod lagen darauf wie auf der Spitze des Schwertes: aber was es immer bringen mochte, Foscarini schwankte nicht länger.

„Mein Vaterland, nein, du bist dennoch nicht verloren!“ murmelte er unhörbar. „Eine andere Hand wird das Werk vollenden, mein Tod deine Ketten nur schneller sprengen! Renier, mein Glück hätte ich dir geopfert, die Ehre der Geliebten — ich darf es nicht!...“

Er blickte auf. Ruhe war in seine Züge zurückgekehrt. „Das ist ein Geheimniß, das nicht die Qualen der Hölle mir entreißen würden!“ antwortete er deutlich und fest.

Die Würfel waren gefallen. O Marina, um solches Opfers würdig zu sein, mußt du die Geistesgröße der Veturia, den Heldenmuth und die Treue einer Porcia und Lucretia in dir vereinen!

Bei der Antwort des Gefangenen entstand eine jähe Bewegung unter den Räthen. Alles stutzte. Hier triumphirende Blicke, dort ein Angstruf, ein dumpfer, unterdrückter Schmerzenslaut, der wie Stöhnen unheimlich durch das Halbdunkel des Saales zog. Diese Antwort hatte außer den Eingeweihten Niemand erwartet.

Molino, der tiefe Menschenkenner, konnte mit sich zufrieden sein; sein Calcul, auf Foscarini's strenge Begriffe von ritterlicher Ehre gegründet, war richtig gewesen. Reue und Bedauern blieben auch jetzt seiner Seele fern; er, dem der Zweck über alles ging, hatte nur ein mitleidiges Achselzucken für Eigenschaften, die Jenen zum venetianischen Staatsmanne untauglich machten, und an denen derselbe, ungeachtet seiner Klugheit und aller bisherigen Erfolge, früher oder später hätte zu Grunde gehen müssen.

„Mein Sohn, hast du nichts weiter zu sagen?" rief Contarini, der sich nicht länger halten konnte, in wachsender Angst, ohne Rücksicht auf die Gegenwart des Dogen und den Gebrauch, welcher den Räthen die persönliche Einmischung beim Verhör nicht gestattete, besonders bei Processen, die, wie hier, von den Staats-Inquisitoren eingeleitet waren. „O rede, ich beschwöre dich! Du bist kein Hochverräther, aber beweise es! Zerstöre dir nicht selbst durch unseliges Schweigen das letzte Rettungsmittel — bedenke das Ende!"

Foscarini erhob bei dem schmerzdurchzuckten Ton des alten Mannes schwermüthig das Haupt. Ein mitleidiger Blick glitt langsam zu ihm hin, als hätte er der eigenen Qualen um des fremden Leides vergessen.

Sein Kampf war vorüber, aber tiefe Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt.

„Ich habe nichts weiter hinzuzufügen," antwortete er ruhig und fest.

Contarini sank in sich zusammen, eine tödtliche Blässe überzog sein Gesicht; die letzte Hoffnung war vernichtet. Einen Moment später schien es, als wollte er nochmals reden, aber die Worte kamen nicht hervor.

Ohne alle Klugheit und nur von blinder Rachgier geleitet, trug Bembo auf scharfes Verhör an. Die Folter sollte den Trotz des Gefangenen brechen; sein Tod allein genügte ihm nicht, er wollte den Nebenbuhler mit verrenkten Gliedern, von Schmerz zerrissen, um Erbarmen flehen sehen und glaubte der Standhaftigkeit seines Opfers diese letzte, harte Probe noch zutrauen zu können.

Foscarini stand während dessen unbeweglich; keine Miene seines Angesichts veränderte sich, er würdigte den schurkischen Verräther nicht eines Blickes, noch kam ein Wort von Gnade über seine Lippen. Er schien nur in seinen Gedanken zu leben; vielleicht umschwebte ihn das Bild der Geliebten, aus dem er Kraft schöpfte für die furchtbare Prüfung.

Die Frage wurde, während man den Gefangenen

in das anstoßende Gemach führte, ballotirt, aber nur wenige Stimmen entschieden sich für Bembo's Antrag, da die Folter, zu der man häufig schritt, nicht sowohl angewandt wurde, um die Wahrheit zu entdecken, als vielmehr um das Geständniß über etwaige Mitschuldige zu erpressen, von denen hier nicht die Rede sein konnte. Die Mehrzahl der Richter, unter ihnen der Doge und besonders Molino, wiesen das doppelt verrätherische, zwecklose Ansinnen mit Festigkeit zurück.

Sobald Foscarini wieder vorgelassen war, forderte ihn der Secretär zum letzten Male auf, sein Verbrechen einzugestehen und nicht länger im Leugnen zu verharren; da er aber nur die Betheuerung seiner Unschuld wiederholte, so gab der Beamte den Schergen das Zeichen, und der Gefangene wurde abgeführt.

Auf dieser letzten Grenze brach die Brücke ins Leben hinter ihm ab; noch einen Blick warf Foscarini auf den Saal zurück, dann erhob sich sein Auge nach oben: er übergab seine Sache der Gnade und Gerechtigkeit des Richters über den Sternen.

Sobald die Thür sich hinter dem Angeklagten geschlossen, begannen die Berathungen über das Urtheil, da bei derartigen Processen oft kaum vierundzwanzig Stunden zwischen Gefangennehmung und Tod lagen,

hier aber die Richter sich noch besonders zur Eile getrieben fühlten.

Die Angelegenheit war bald entschieden: alle Cornaristen stimmten unbedingt für Tod; die Gegenpartei verstummte zaghaft vor der Gewalt der Thatsachen, die jeden Schein von Unschuld niederschlugen. Einige der Räthe waren auch wirklich in ihrer Ansicht schwankend geworden, wie jene zwei Patrizier, die den Nobile noch kurz zuvor auf dem Wege zum spanischen Palast getroffen hatten und jetzt in diesem Ereigniß eine Bestätigung der Zeugenaussagen erblickten. Andere glaubten zwar fest an seine Unschuld, aber wo sollten sie anknüpfen, da der Gefangene durch sein unbegreifliches, hartnäckiges Schweigen sich jeden Weg zur Rettung, ihnen alle Fäden zur Vertheidigung abgeschnitten hatte? Contarini allein, der mit Foscarini nicht blos den Freund, sondern auch die Hoffnung auf Errettung seiner Kinder verlor, sprach lange und eindringlich.

„Wäre Foscarini's Schuld unzweifelhaft,“ sagte er unter Anderem, „und wenn er mein Sohn, ich würde Gott danken, der das Verbrechen ans Licht gebracht, und der Erste sein, der die schwarze Kugel in die Urne würfe. Aber hier darf man dem Scheine, wie sehr derselbe wider ihn spricht, nicht unbedingt trauen, die

Thatsache nicht einzeln betrachten: wie der edle Baum keine schlechten Früchte hervorbringen kann, so ist Foscarini's ganzes Leben Beweis seiner Unschuld."

Er schilderte darauf dessen erhabene Gesinnungen und patriotische Tugenden, seine jüngst in Frankreich errungenen diplomatischen Erfolge, die früheren geschickten Unterhandlungen mit Spanien, denen man die Erhaltung des Friedens verdanke. Er erinnerte an die hohen Verdienste, die sich das ganze erlauchte Geschlecht ums Vaterland erworben; seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als er auf seinen Jugendfreund Marco Foscarini, den Großvater unseres Helden, zu sprechen kam, der Candia durch seine Weisheit und Tapferkeit der Republik erhalten hatte. Das alles rede lauter und fiele schwerer ins Gewicht, als die Aussage feiler Creaturen. Ein ihm selbst räthselhaftes Geheimniß müsse hier walten, das Foscarini heute die Lippe geschlossen — man solle ihm Zeit gönnen; er selbst verbürge sich für des Freundes Unschuld und mache sich anheischig, die Beweise derselben in Kurzem zu schaffen; nicht um Gnade, er bäte nur um Aufschub des Urtheils. Die Thränen rollten dem alten Mann in den grauen Bart, als er die Richter an die Pflicht der Menschlichkeit gemahnte, sie beschwor, den edelsten der

Männer nicht als Opfer einer unvorsichtigen Eilfertigkeit, einer schändlichen Cabale fallen zu lassen. —

Alles blieb vergeblich. Contarini ahnte nicht, daß gerade die dargelegten Gründe es waren, die Foscarini's Untergang beschleunigten. Man hatte den Schein des Rechtes für sich, und die Feinde höhnten nur über ein Ansinnen, das aus Parteilichkeit für einen Einzelnen das strenge, unbeugsame System der Zehn über den Haufen werfen wollte.

Der Vertheidiger wurde überstimmt, das Todesurtheil gefällt und die Vollstreckung desselben auf den nächsten Tag festgesetzt.

Auch das Gesuch um ein letztes Gespräch mit dem Gefangenen wurde Contarini abgeschlagen, und diesmal war es Molino, der, in der Furcht vor einem letzten Geständniß der Wahrheit, als eifrigster Gegner dagegen auftrat.

Zu den Männern, die Foscarini das Todesurtheil bekannt machen sollten, wurden die beiden Staats-Inquisitoren Molino und Bembo gewählt; für den letzteren ein Triumph, Molino hingegen hätte sich der Aufgabe vielleicht gern entzogen, doch war er von der Noth-

wendigkeit und dem Rechte seiner Handlungsweise zu sehr durchdrungen, als daß er aus Rücksicht für Gefühle, die er Schwäche nannte, vom Geschäftsgange nur um ein Jota hätte abweichen mögen.

---

## Zwölftes Kapitel.

Während Foscarini, mitten aus dem thatbewegten Leben gerissen und vom schnellschreitenden Schicksal in grausiger Hast Stufe um Stufe abwärts geführt, bereits jene Pforte betreten hatte, wo die Hoffnung dieser Welt hinter ihm blieb, vor sich nur noch den Tod und die Oede des Grabes — wartete Bertuccio, der Rückkehr seines Herrn gewärtig, am Rialto.

Stunde nach Stunde verging; die Fahrzeuge um ihn her lagen schon lange wie schwarze Schatten unbeweglich auf dem Wasser, nur das Lämpchen in der Capelle der Madonna, die sich zum Schutze der Gondel am Traghetto befand, leuchtete einsam durch das Dunkel. Die Fittiche der Nacht senkten sich breiter und schwärzer auf die schlaftrunkene Erde, aber der treue Gondolier hielt unverdrossen die Wacht für seinen Herrn; obgleich mancher Tritt einer hier und dort verstohlen

vorübergleitenden Maske ihn schon im Verlauf des Abends getäuscht hatte, saß er dennoch mit immer gleicher Aufmerksamkeit lauschend auf dem kleinen Brett am Hintertheil der Gondel, das Auge auf jeden sich regenden Gegenstand in der Nähe und Ferne gerichtet.

Da drang Ruderschlag, schon von Weitem vernehmbar, durch die Stille.

Bertuccio's geübtes Ohr unterschied augenblicklich die im Vergleiche zu den leichten Gondeln schwerfälligere Bewegung eines Schifferkahnes, und bald darauf gewahrte er einen einzelnen Mann, welcher mit fester Hand das Fahrzeug regierte. Obgleich die Umrisse der Gestalt sich nur undeutlich vom schwarzen Hintergrunde abhoben, erkannte doch der Gondolier an der Haltung und der Art der Ruderführung seinen alten Freund Dono, den Fischer vom Lido. Erfreut über die Aussicht, nun in Gesellschaft die Zeit bis zur Ankunft des Nobile verplaudern zu können, rief er den Vorüberfahrenden an.

„Wohin so spät oder schon so früh, Freund Dono? Wirf das Ruder hinein und komm' her! Die Nacht zählt bei der Arbeit nicht mit; ihre Stunden sind just wie die Sparpfennige, von denen man bei Gelegenheit schon einmal einen dransetzen kann.“

„Mein Werk ist gethan," antwortete der Fischer. „Komme von der Seite von Mestre her, wo ich mit meinem Vetter, dem langen Gabriel, Netze gestellt habe. Wir kriegen morgen einen sanften Borino, das gibt guten Fang; auf der Außenseite des Lido ist jetzt so nicht viel zu machen ... Aber du — sitzest hier wie ein Uhu auf der Lauer. He! in eigener Angelegenheit oder im Dienste des erlauchten Foscarini?"

„Pst — der Teufel lehr' dich Vorsicht!" versetzte der Gondolier. „So, nun spring' herein! Schreist den Namen wahrhaftig aus, als gälte es, einen tunesischen Piraten anzurufen ... Ich warte auf Seine Gnaden, und wie es den Anschein hat, kann's noch ein Weilchen dauern. Die Zeit ist wie ein altes Mütterchen, das die Kurzweil liebt; läuft viel schneller ihren Cours, wenn sie ein Wörtchen plaudern hört."

„Wie geht es mit Bocconio? Ist er, seit wir ihm den Kopf zurecht setzten, vernünftiger?" fragte Dono, der seinen Kahn an der Brücke befestigte, indem er statt des Ankers einen kleinen eisernen Haken in die zu diesem Zwecke dort vorhandenen Steinfugen klemmte und dann zu dem Barcarolen in die Gondel sprang.

Bertuccio zuckte die Achsel. „Du weißt, ich halte nicht viel von dem Burschen, obgleich er dein Schwester-

sohn ist. Auch kannst du schon glauben, daß Eccellenza neulich kurzen Proceß mit ihm gemacht hätte, thät' er es nicht dir und den Bitten deiner alten Schwester zu Gefallen."

„Es wär' ihr Tod," entgegnete der Fischer. „Was sollte auch aus Bocconio werden? Einen Thunfisch von Manneslänge gegen eine gemeine Makrele, daß er, einmal erst weggejagt und sich selbst überlassen, noch am Galgen endete! Er ist nicht gerade böse, aber wie aus Lehmboden geknetet: der Spitzbube kann so gut sein Zeichen darauf drücken, wie der ehrliche Mann!"

„Und ich lasse mir's nicht nehmen, daß seine Bekanntschaft zur schlimmsten Sorte gehört," erwiederte Bertuccio. „Er hat kein gutes Gewissen — kann Einem nicht gerade in die Augen sehen — schrickt zusammen, wenn man ihn ruft. Das sind alles schlechte Zeichen! Auch wollt' ich darauf schwören, daß er gestern wieder getrunken und gespielt hat. Dabei ist er saumselig; sobald man ihn braucht, nirgend zu finden, aber gewiß da, wo er überflüssig ist."

„Ich will ihn noch einmal ins Gebet nehmen," sagte der Fischer, der zu dem Bericht trüb' den Kopf schüttelte. „Jeder ehrliche Mann möcht' doch sein Nest gern frei halten von Ungezieser, und der Junge ist

nun 'mal meiner leibhaften Schwester Fleisch und Blut, obgleich sein Sinn ihr wenig ähnelt... Ich war eben auf dem Wege zu ihr nach der Calle Fuseri, aber das hat Zeit. Ich lasse den Kahn hier und komme statt dessen lieber mit dir; möcht' auch Seiner Herrlichkeit nochmals für die Gnade danken. Wenn wir die Foscarini nicht hätten, die immer helfen, wo die Noth am schlimmsten ist, es ständ' schlecht um unsere Sippschaft! Der Esel, der Bocconio! Statt seinen liederlichen Streichen nachzugehen, sollte er seinem Gebieter lieber die Hände küssen! Aber ich will es ihm anstreichen — einen sanften Gutenmorgen wird er nicht haben!"

Beide Männer setzten das Gespräch, das ihre eigenen Familien betraf, eine Weile fort; dennoch schlich ihnen die Zeit, je länger, desto langsamer hin. Bei jedem leisen Geräusche horchten sie auf; aber der bekannte Tritt des Nobile wollte nicht nahen, und der Gondolier fing an, unruhig zu werden. Er sah nach dem Himmel; der Mond hatte einen weiten Bogen durchmessen, und die Sterne blinkten nur noch matt und durchsichtig; die Morgendämmerung konnte nicht allzu fern mehr sein. Jenes Frösteln, das als ihr erster Vorbote durch die Natur schleicht, ließ die Männer ihre Wämmser dichter zuknöpfen.

„Was denkst du, Eccellenza hat mir zwar befohlen, hier zu warten, aber fast will mir's scheinen, als ob er von einer anderen Seite heimgekehrt wäre?" bemerkte zweifelhaft Bertuccio. „Er pflegt freilich sonst sein Wort zu halten — doch so spät kam er niemals."

„Wo ist er?" fragte Dono.

„Ich kann's nicht sagen," entgegnete der Gondolier, der nicht seinem eigenen Vater die Geheimnisse seines Herrn verrathen haben würde. „Die Sache will mir nachgerade bedenklich werden."

„Laß uns ausholen, in ein paar Minuten sind wir am Palaste Foscarini," versetzte der Fischer. „Ist der Nobile noch nicht dort, kehren wir eiligst wieder hierher zurück."

„Und wenn er in der Zwischenzeit käme? Ich mag's nicht wagen, meinen Posten zu verlassen."

Wieder verging eine Viertelstunde, die ihr Gewicht zu Dono's Rath warf, und Bertuccio, der endlich einsah, daß ihm zu folgen in dieser Lage das einzig Vernünftige war, wandte schnell entschlossen seine Gondel dem Palaste Foscarini zu.

Beide Männer staunten, bei ihrer Ankunft daselbst das Thor weit offen und in der großen Halle unter der Dienerschaft ein sorgenvolles Flüstern — jene ängstlich

planlose Geschäftigkeit zu finden, wie nur ein ganz außergewöhnliches, die Geister lähmendes Ereigniß es hervorzubringen pflegt.

„Was ist hier geschehen?“ rief von bösen Ahnungen überfallen der Gondolier, als sich auch schon bei seinem Eintritt der alte Hauswart und die Diener um ihn drängten.

„Kommt Eccellenza nicht mit? Wo ist Seine Gnaden?“ fragten, ohne seine Worte zu beachten, mehrere Stimmen durch einander.

„Das will ich hier erfahren,“ antwortete Bertuccio, der sich betroffen umsah. „Was gibt's, um aller Heiligen willen?“

Nach manchen Kreuz- und Querreden, die weniger von Ueberlegung, als von dem starren Schreck Aller zeugten, erfuhr er endlich, daß schon vor mehreren Stunden zwei Officianten der Staats-Inquisition dort gewesen und die Papiere des Nobile untersucht hätten, man aber bis zu dieser Minute keine Auskunft über das Verbleiben des Letzteren habe erhalten können.

Bertuccio stand bleich, die Hände krampfhaft in einander gepreßt. Hoch wie niedrig zitterte in Venedig vor dem höchsten Tribunal; man wußte, auf wen dasselbe sein Auge geworfen, der that wohl, seine Rech-

nung mit dem Himmel zu schließen. Was bedurfte es mehr, um hier den schlimmsten Vorstellungen Raum zu geben?

„Warum schicktet Ihr keinen Boten an den alten Senator Contarini?“ fragte der Gondolier, dem jetzt das lange Ausbleiben seines Herrn nur zu klar wurde. „Er gehört ja zum Rathe der Zehn ...“

„Geschah schon,“ entgegnete der Hausmeister. „Seine Gnaden waren aber nicht zu Hause. Mitten in der Nacht durch die Staatsdiener aus dem Bette geholt, hatten sie sich in den Dogenpalast begeben. Niemand weiß, was das alles zu bedeuten hat.“

„Komm', Dono!“ sagte Bertuccio, dem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf fuhr, indem er sich, ohne weiter auf die Reden der Uebrigen zu achten, nach seinem Gefährten umsah. „Vier Hände schaffen mehr, als zwei. Ich muß Gewißheit haben — so schnell, als möglich — ich — ich ...“ Er wollte noch etwas hinzufügen, unterdrückte aber die Worte. „Du achtest doch ein paar Stunden, selbst eine Gefahr, wenn es sein müßte, nicht, wo es sich um Monsignor Foscarini handelt?“

„Für ihn — wohin du willst!“ versetzte Dono, der sprachlos am Eingange gestanden und nun schnell folgte,

ohne weiter an seinen Neffen, um dessentwillen er hergekommen war, zu denken.

„So komm'! Wir wollen des alten Contarini Rückkehr am Quai erwarten; dort werden wir mehr erfahren.“

## Dreizehntes Kapitel.

Beide Männer sprangen in den Kahn und ruderten tapfer zu. Kaum hatten sie an der Piazzetta angelegt und waren durch das diesseitige Thor in den Hof des Dogenpalastes getreten, als sie auch schon mehrere Patrizier, in Mäntel gehüllt, von der oberen Gallerie herabschreiten sahen.

„Wir kommen gerade zur rechten Zeit, die Sitzung ist beendet,“ flüsterte der Gondolier, während sie sich hinter die Säulen der Colonnade drückten.

„Siehst du den Alten unter ihnen?“ fragte der Fischer. „Wagst du's, einen der Zehn anzureden?“

Der Gondolier nickte traurig. „Wer im Versinken ist, greift auch in den Rachen des Löwen, sich zu halten,“ antwortete er. „Bis jetzt sehe ich ihn nicht — halt! ja, dort kommt er ganz allein; er biegt in den Gang ein und muß an uns vorüber... Auf dem Blatte steht

nicht viel Gutes geschrieben," setzte er, die Erscheinung bei dem unstäten Licht der spärlich vertheilten Fackeln betrachtend, mit einem Seufzer hinzu.

Das Auge am Boden, das Gesicht bleich und starr, als wäre die Fähigkeit jeder Gefühlsäußerung darin erstorben, den Schritt schleppend, nahte sich langsam der Greis.

„Illustrissimo, haltet zu Gnaden!" bat vortretend der Gondolier. „Nur eine Frage geruht zu beantworten: wo ist mein gnädiger Herr?"

Contarini sah ihn zuerst mit leeren Blicken an; dann plötzlich sich auf den Mann besinnend, welchen er doch so oft im Leben gesehen und gesprochen hatte, sagte er mit leiser Stimme: „Ah, du bist es, Bertuccio. Armer Mensch, such' dir einen andern Herrn, diesen da (indem er an dem Dache in die Höhe wies) wirst du nicht mehr rudern!"

„Allmächtiger Gott, unter den Bleidächern — mein edler, geliebter Herr!"

„Auch da nicht mehr lange." Contarini beugte sich vor, und sein Gesicht verzerrte sich in krampfhaftem Schmerze, als er hinzufügte: „Sein Todesurtheil ist schon gesprochen — morgen wird er hingerichtet."

Beide Männer wurden fahl, wie der Marmor, auf

welchem sie standen. Im ersten Moment kam kein Wort über ihre Lippen; Entsetzen hatte ihnen Stimme und Athem geraubt. Das Ungeheure, es war nicht denkbar! Und der Gondolier sah den alten Mann von der Seite an, als glaubte er, dessen Verstand sei irre geworden. Doch so blickte kein Wahnsinn -- das war Schmerz, der tiefste Seelenschmerz, und Bertuccio, der nicht mehr zweifeln konnte, brach in heftiges Schluchzen aus.

„Ihr Heiligen, zum Tode verurtheilt!“ rief er händeringend. „Mein guter Herr! ... O, sagt mir, Monsignore, warum soll er sterben? Obgleich nur ein armer Diener, war ich doch sein Begleiter von Kindesbeinen an; ich wußt' alles, was er that — kein Frevel kam über seine Schwelle!“

Contarini's Ausdruck wurde weicher; er nickte ein paar Mal schweigend zu den Worten. Auf einmal schienen seine Gedanken eine neue Richtung zu nehmen. Im Schatten eines Pfeilers stehend, blickte er sich sorgfältig um, ob auch nicht irgendwo ein Späher lauere; dann trat er dem Diener einen Schritt näher.

„Du kannst schweigen, und wenn es Folter und Tod gälte — ich weiß, du liebst deinen Herrn und

bist ihm treu!" sprach er, von plötzlicher Energie belebt. „Doch zuvor sage mir: wer ist dort dein Gefährte?"

„Der Client des edlen Foscarini und ihm mit Leib und Seele ergeben," antwortete Bertuccio. „Er würde Fleisch und Blut daran setzen, könnte er damit seinen Patron aus der schlimmen Lage erretten."

Der Fischer, dem die hellen Thränen über das Gesicht rollten, faltete wie zum Zeichen der Bestätigung die Hände über der Brust zusammen.

Contarini schien durch diese Antwort beruhigt; er wandte sich wieder mit dem Ausdruck größter Spannung dem Gondolier zu. „Rede die Wahrheit! Vielleicht du allein — kannst deinen Herrn noch vom Tode retten! Sag', was führte ihn zur Nachtzeit in die Gegend des spanischen Palastes, nicht weit von San Polo?... Wie — oder ist es Wahrheit? Er war dort — hat mit dem Gesandten heimlich verkehrt?"

Bertuccio's Lippen entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung. Er sah dem Senator starr in's Angesicht; dann schlug er sich mit der Hand gegen die Stirn, wie Einer, dem es plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt.

„Erbarmender Gott, darum soll er sterben — verurtheilt vom hohen Tribunal?"

„So ist es wahr — er war dort?“ fragte Contarini, und jedes Wort fuhr wie ein Stich durch sein Herz.

„Dort — im Palaste? Bewahre der Himmel!“ rief Bertuccio, der mit neuem Befremden den Patrizier ansah. „Wer kann sagen, daß mein Herr beim spanischen Gesandten gewesen? Und wär' es San Marco selber, er hätte eine freche Lüge gesprochen!“

„Die Zeugen alle haben es beschworen,“ versetzte Contarini; „die Aussage seines eigenen Dieners gab den Ausschlag....“

„Seines Dieners?“ unterbrachen ihn beide Männer voll Staunen. „Wer war der Schurke?“

Contarini beging durch dieses Gespräch eine Amtsverletzung, die für ihn schlimme Folgen nach sich ziehen konnte. Doch wer, der das unschuldige Opfer retten, das gespreizt einhergehende Laster entlarven will, denkt der eigenen Gefahr oder einer leeren Form?

„Er nannte sich Bocconio; ich kannte ihn nicht,“ entgegnete das Mitglied des Tribunals, ohne sich lange zu besinnen.

„Bocconio!“ schrie der Fischer und prallte einen Schritt zurück. „Bocconio? Heiliger Gott!... Ver-

zeih' Eure Gnaden einem alten Manne, aber ist es auch wahr — Bocconio?..."

„Bocconio," wiederholte Contarini. „Er zeigte einen Brief von seinem Herrn vor — beschwor, der Zwischenträger einer geheimen Correspondenz desselben mit dem spanischen Gesandten gewesen zu sein — beschwor die nächtlichen Besuche des Nobile im dortigen Palaste... Kennst du diesen Menschen genauer? Vermuthest du, was ihn zu diesem Bubenstück verleiten konnte?"

Der Fischer fuhr mit der Hand nach der Brust. Die Zähne fest über einander gebissen, die Augen weit offen, rang er nach Athem. Vergebens machte er Anstrengung, zu reden, kein Ton kam hervor, und plötzlich in ein dumpfes Aechzen ausbrechend, fiel der alte Mann schwer und dröhnend auf den Boden nieder, und seine kahle Stirn drückte die weißen Marmorfließen.

Je geringer bei Menschen seines Standes die Selbstbeherrschung ausgebildet, je weniger elastisch die Seele ist, um so gewaltiger mußte gerade auf solche Natur, der jegliches Raffinement, aber keineswegs die Würde und Tiefe des Gefühls fehlte, ein Stoß wirken, der, wie hier, alle Gefühle plötzlich aus ihren Fugen drängte.

„Bocconio ist sein Schwestersohn, und nur auf

seine Bitten behielt Signor Foscarini den Taugenichts bei sich,“ bemerkte zu dem Patrizier leise der Gondolier, der seinem Kameraden zu Hülfe kam. „Ich traute ihm nie; aber diese Nichtswürdigkeit übertrifft alles Menschendenken, und wohnte Vergeltung auf Erden, der Bösewicht hätte an seinen Meineiden ersticken müssen!... Er für Signor Foscarini geheime Briefe besorgt — nicht seine Stola hat der Nobile dem Schurken anvertraut! Ein Zufall brachte ihn hinter das Geheimniß Seiner Gnaden, das mit dem spanischen Palaste nichts mehr gemein hat, als das Meer mit dem Strande, welchen es bespült.“

Der Fischer erhob den Kopf; er lehnte sich gegen die Mauer, und seine Glieder zitterten, als er mit hohler Stimme die Worte hervorbrachte:

„Illustrissimo, er hat mein Brod gegessen und in meinem Bette geschlafen, ich bin ihm ein Vater gewesen; aber mit meinen Fäusten will ich ihn erwürgen, wenn er nicht seine verruchte That eingesteht!... Ich habe viel Ungemach in dieser Welt erfahren, habe oft, den Tod vor Augen, mit den Wellen gerungen, aber daß ich dieses Leid erleben, meinen hochverehrten Patron durch meine eigene Sippschaft muß verderben sehen, das bricht mir das Herz!“

„Alter, ich will dir bei dem Geschäfte helfen!“ sagte der Gondolier, der seinen Gefährten noch immer unterstützte. Sein Ton war kalt, aber sein Auge funkelte in unheimlicher Wuth. „Stirbt mein Gebieter, so soll Bocconio der Nächste sein, der ihm folgt, das schwör' ich bei Gott dem Allmächtigen, und müßte ich selbst das Schaffot besteigen!... Doch noch ists nicht so weit, es gibt noch einen Weg, meinen Herrn zu retten — ich weiß jetzt genug!“

Contarini schüttelte den Kopf. „Auf Bocconio's Bekehrung baue nicht, und auch selbst diese würde wenig nützen; er ist nicht allein — nur ein Zahn in dem großen Rade... Nicht er,“ fügte der Patrizier, leise für sich redend, hinzu, „sondern die Kraft, welche das schändliche Werk in Bewegung setzte, ist es, die ich fürchte... Du bist doch überzeugt, daß Bocconio nicht aus Rache handelte?“

Der Gondolier verneinte. „Er ist Galgenvögeln in die Hände gefallen, ist zu dem Bubenstück bestochen — kein Zweifel! Creaturen der schlimmsten Gattung, doch....“

Er stockte. Contarini, der besser als er wußte, von welcher Art jene Leute waren, machte ihm ein ernstes, verweisendes Zeichen.

„Bestochen —" wiederholte leise der Senator. „Zehnmal so viel, als für die Verrätherei, hätte er von mir für die Wahrheit erhalten. Zu spät! Er weiß, daß Widerruf ihm den Tod brächte, und Keiner tauscht um Geld das Leben ein... Vermögt Ihr jedoch etwas über ihn," wandte er sich an den Fischer, der tief in sich versunken da stand, „so sucht die Namen Derer zu erfahren, die ihn zu der That überredet haben. Nur erst einen Faden in der Hand, und man kann vielleicht die Schlingen entwirren. Aber Eile thut noth, Signor Foscarini ist nur eine kurze Frist gestellt, und — hütet Euch vor Drohungen, sie würden Bocconio nur halsstarriger machen; bedenkt auch, daß er von mächtigen Armen geschützt ist."

Contarini sprach diese Worte, wie Jemand, der alles im Bereiche der Möglichkeit Liegende thun will, aber geringe Hoffnungen an seine Bemühungen knüpft. Aufdeckung der Wahrheit allein konnte, seiner Meinung nach, hier noch helfen, und von Neuem drang er in den Gondolier, das Geheimniß seines Herrn nicht länger zu verschweigen. Er stellte ihm vor, daß an seinen Lippen dessen Leben hinge, wenn überhaupt Rettung möglich, sie nur hierdurch zu erlangen sei.

Bertuccio stand während dessen stumm, die Augen

am Boden, von Zweifeln gefoltert: Foscarini hatte ihm Schweigen bis in den Tod auferlegt, und nie bis dahin brach er ihm die Treue.

„Wurde denn mein Gebieter nicht selbst darum befragt? Wollte er es nicht gestehen?“ fragte der Gondolier nach einer Pause.

„Nichts gestand er — nur läugnete er fest, im spanischen Palaste gewesen zu sein.“

„Wußte mein Gebieter, daß dies Läugnen ihm den Tod bringt?“

Contarini verstand den Mann, der so schlicht und ehrlich, aber so richtig in seiner Schlußfolgerung war. Er sah ihn ernst und kummervoll an.

Bertuccio, der das Schweigen für Bejahung nahm, erhob den Kopf; Kampf und Zerknirschung lagen auf seinem Angesicht; sein Athem war keuchend, wie unter einer schweren Last:

„Illustrissimo, so darf ich es auch nicht! Hätte mein Herr es gewollt — Ein Wort konnte ihn retten. Er wollte es nicht, und sein Schweigen verschließt auch meine Lippen... Ich hörte einst sagen,“ setzte er mit dumpfem Ton hinzu, „ein Herzog von Mantua habe den venetianischen Matrosen die Zungen ausreißen lassen, weil sie in der Gefangenschaft noch Viva San

Marco! gerufen. Herr, ich wollte, mir wär' wie ihnen geschehen!" Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte wie ein Kind.

Contarini wandte sich zum Gehen.

„Aber trotzdem ist noch nicht Alles verloren!" wiederholte der Gondolier, ihm nachrufend, und sein Ausdruck wurde wieder fest und entschlossen. „Ein Mittel bleibt noch zu versuchen, und ehe morgen die Sonne den Osten verläßt, sollen Euer Gnaden weiter von mir hören. Der Gott, der die Männer im feurigen Ofen und Daniel in der Löwengrube schützte, kann auch hier noch helfen!"

Nachdem der Patrizier sich entfernt, überlegten die Männer, wo Bocconio, der mit den übrigen Zeugen schon vor einer Stunde den herzoglichen Palast verlassen haben sollte, wohl am sichersten zu finden sei.

„Der Teufel weiß, in welcher Spelunke der Liedrian sich herumtreibt," sagte Bertuccio. „Ihn suchen, wäre vergebliche Mühe; bis Tagesanbruch hab' ich nur Zeit — wir wollen ihn im Palast Foscarini erwarten."

Der Fischer schüttelte entmuthigt den Kopf. „Die Minuten sind kostbar — heiliger Gott, wenn er nicht käme! Und zu erwarten ist's kaum — nach solcher That sucht keine Menschenseele das einsame Lager.

Wenn wir lieber in einigen bekannten Weinhäusern der Merceria nachsähen; ich kenne seine Orte, es wäre nicht das erste Mal, daß ich ihn dort fände."

Der Gondolier willigte ein; nur bestand er darauf, erst zuvor zu Hause Nachfrage zu halten.

Beide Männer machten sich auf den Weg.

Im Palaste Foscarini, wo noch dieselbe Aufregung herrschte, wollte Niemand Bocconio bemerkt haben. Nur einer der Ruderknechte, welchen der Gondolier schon früher beauftragt hatte, dem Burschen aufzupassen, berichtete, daß er jetzt den Ort wisse, wohin jener sich allnächtlich begebe. Er nannte den spanischen Gesandtschaftspalast und setzte hinzu, daß Bocconio auch gestern in der Dämmerung den Weg dorthin eingeschlagen habe, wie er zufällig durch einen Bekannten erfahren.

Die Männer wußten genug und verließen ohne Aufenthalt wieder den Palast.

## Vierzehntes Kapitel.

Werfen wir jetzt einen Blick auf Bocconio, der sich nach beendetem Zeugenverhör trotz der nächtlichen Stunde zur Zofe Ninetta begab.

Mit allen Gängen des Palastes wohl vertraut, kam er nicht von der Canalseite, nach welcher stets die Hauptfront der Gebäude gelegen ist, sondern durch eine schmale Gasse, die nach dem inneren, eng verbauten, ziemlich finstern Hofe führte, auf den hinaus sich die Räumlichkeiten für das Dienstpersonal befanden.

Auf sein Klopfen wurde durch einen Knaben geöffnet, der, mit der Leuchte voran, ihn in ein kleines, aber wohnliches Zimmer führte und ihn dann warten hieß, bis er Ninetta von seiner Ankunft benachrichtigt habe.

„Warum hier?" fragte Bocconio, der sich überrascht in dem ihm fremden Gemache umschaute. „Du brauchst dich nicht weiter zu bemühen, ich weiß Bescheid und

finde die Stiege nach ihrer Stube schon selbst. Ich werde erwartet."

„Nein, Signore, sie hat es mir so anbefohlen," antwortete der Knabe, der im Hause als der arme Seppi bekannt war, und ehe Bocconio noch etwas entgegnen konnte, schon das Gemach verlassen hatte.

Einen Moment dachte der Gast daran, zu folgen, doch die Vermuthung, daß Ninetta sich bei der Marchesa befinde, und er gesehen werden könnte, hielt ihn zurück. Seine Geduld wurde indeß auf eine harte Probe gesetzt; aufgeregt, von wüsten Gedanken gefoltert, war ihm die Einsamkeit zuwider, die Minuten erschienen ihm wie Viertelstunden, und solcher Viertelstunden wurden es leider sehr viele. Endlich hörte er den flinken Zofentritt, und eine frische, aber harte Stimme sang einige Strophen aus Petrarca's Liebesklagen an Laura. Seinen Verdruß schnell vergessend, stürzte Bocconio dem sich nähernden Mädchen entgegen.

Sie war eine Brünette mit glänzend schwarzen Haaren, feurigen Augen, einer sammetartigen Haut und üppig vollen Gliedern. Ihr Lachen klang glockenhell, und bei jedem Oeffnen des hübschen Mundes zeigte sie eine Reihe blendend weißer Zähne. Ihr Wesen war voll Beweglichkeit und Leben, aber über dem

Ganzen lag ein Ausdruck frecher Coquetterie, die jeden feineren Geschmack mit Ekel erfüllen mußte, für eine so wilde Natur wie die Bocconio's aber ihre Reize hatte.

Er schloß sie in seine Arme und bedeckte ihre schwellenden Lippen mit Küssen. Sie wollte sich endlich lachend losreißen, schrie, er werde sie noch ersticken; aber ruhelos und voll Leidenschaft preßte er sie nur heftiger an sich.

„Ninetta, es ist Alles gethan — ich hab' mein Wort gehalten!" rief er mit funkelndem Auge, indem er sich die Haare wüst aus der Stirn strich. „Wenn du jetzt nicht mit mir zufrieden bist, müßtest du wie die Undinen kein Herz im Leibe haben! Weib, für dich verkaufte ich heute meine Seele dem Teufel — aber mußt ich nicht?..."

„Warum mußtest du?" fragte sie, die Achsel mit scheinbarer Unwissenheit zuckend.

„Warum?" wiederholte er verdutzt. „Nun sieh 'mal Einer die Schlaue! Willst du's wieder und immer wieder hören, daß, wenn ich dir in diese schalkhaften Augen schaue, die bald so spröde, wie eben jetzt, und dann wieder voll Liebesgluth sind, ich schier den Verstand verlieren könnte? Ich mußte dich haben, und

führte der Weg auch zur Hölle! Jetzt aber halte auch du dein Versprechen!"

Die Zofe, welche dem Spiegel gegenüber stand, warf einen wohlgefälligen Blick auf das Glas, indem sie mit vieler Coquetterie die auf einer Seite gelöste Busenkrause befestigte. Dann schaute sie ihn mit affectirter Nachlässigkeit an, brach, als sie seine verliebten Blicke sah, in ein Gelächter aus und machte ihm ein Schnippchen auf die Nase. „Du bist ein Prahlhans, nichts weiter!" entgegnete sie, sich endlich zur Ernsthaftigkeit zwingend.

Bocconio, der sich durch seinen Empfang ziemlich enttäuscht fühlte, wollte auffahren, doch der emporlodernde Zorn blieb an ihren verführerischen Blicken hängen, und sie noch halb ingrimmig ansehend, zerschmolzen seine Vorwürfe in Liebesseufzer. „Ist das der Dank? Hab' ich noch nicht genug gethan?" fragte er. „Und doch ist's mir — bei allen Sünden sei's geschworen! — schwer angekommen, denn mein Herr ..."

„Deinem Herrn hast du damit gar nichts zu Leide gethan!" unterbrach ihn Ninetta. „Hab' ich dir nicht gesagt, daß er jenen Brief an Don de Castro geschickt hatte? Ob nun durch dich oder durch einen andern Boten, ist für ihn ganz einerlei. Weißt du denn nicht,

daß dein Herr die ganze abenteuerliche Geschichte mit Signora Cornaro nur als Vorwand ersann, um..."

„Potztausend, sie hat ja selbst mit mir vom Cavalier gesprochen!" fiel Bocconio ihr gereizt ins Wort.

„Nun gut, er mag auch nebenbei ein- oder zweimal bei ihr gewesen sein, denn wer eures Gelichters ließe sich wohl die Gelegenheit entgehen, mit einer schönen Dame eine Schäferstunde zu halten! Alle übrigen Male ist er aber bei meinem Gebieter hier in diesem Palaste gewesen. Geschieht ihm nicht also ganz Recht, wenn es ruchbar geworden, da es einmal nach euren Gesetzen verboten ist?"

„Das ist's freilich!" seufzte Bocconio.

Mit ihren gelösten Haaren spielend, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, hätte er dem Mädchen gern stundenlang zugehört. Ungeachtet seines Leichtsinnes konnte er sich doch selbst im Sinnentaumel nicht ganz dem Rechte verschließen, und ihr Raisonnement leuchtete seinem Verstande in der That nur wenig ein; dennoch einmal völlig in den Banden dieses hübschen, aber gemeinen und listigen Weibes, ließ sein Gewissen sich gern von ihr einschläfern, und es that ihm schon wohl, nur den Schein des Rechtes annehmen zu können.

„Na, so solltest du mir's danken, daß ich dir Ver-

anlassung gab, deinem Vaterlande einen so wichtigen Dienst zu leisten!“ entgegnete sie mit maßloser Frechheit.

„Wenn ich mich nur ganz gewiß darauf verlassen könnte, daß es ihm nicht den Tod bringt,“ sagte Bocconio beklommen. „Alles Uebrige möchte drum sein...“

„Tod — was Tod! Sterben müssen wir Alle!“ versetzte Ninetta mit erkünstelter Ungeduld. „Dies bricht ihm noch nicht den Hals — Verbannung auf ein paar Monate ist Alles.“

„Weißt du das auch sicher?“ fragte Bocconio, immer noch von Zweifeln beunruhigt, indem er den Arm, welchen er um sie geschlungen, in dem Ernste der plötzlich über ihn kommenden Stimmung zurückzog. „Mir sollte es eine Last von der Brust wälzen!“

„Ei freilich. Dominicus brachte vorhin die Nachricht. Daß nichts Anderes zu erwarten war, hast du ja schon neulich aus seinem Munde gehört... Warum siehst du so trübselig zur Erde? Ich glaub' gar, du bereuest! Bist ein Hasenherz — und denkst daran, die Liebe eines muthigen Mädchens zu gewinnen?“

Bocconio richtete sich keck empor, er schüttelte die hervorwallenden Haare aus der Stirn und sah sie mit übermüthigen Blicken an. „Dank' es den Heiligen, daß du ein Weib, und zwar ein so schönes Weib bist, du

solltest sonst das Hasenherz zwei Zoll tief in der Brust fühlen!... Ich bereuen, und noch dazu, wenn ich dich in die Arme drücke? Kleine Hexe, für dich könnt' ich meinen Freund mit eigener Hand ermorden!"

„Nun, nun — nicht so stürmisch!" rief sie, seine Zärtlichkeit mit halb frecher, halb spöttischer Miene abwehrend, indeß er, den Nobile, dessen Schicksal und alles um sich her vergessend, bald in übersprudelnde Heiterkeit gerieth — nur danach dürstete, den Lohn der Liebe für seine Verrätherei von ihren Lippen zu trinken. Er drang in sie mit Bitten und Fragen, was ihre Gebieterin geantwortet habe — ob sie nun sicherlich frei käme — er darauf rechnen könne, sie in Kurzem sein zu nennen.

Die Zofe schaute bei all' seinen Betheuerungen und Liebesergüssen lachend drein; sie trillerte ein Liedchen, schäkerte mit ihm, aber glatt wie ein Aal, wußte sie seinen directen Fragen stets auszuweichen.

„Nein, so kommst du nicht weg!" versicherte Bocconio nur leidenschaftlicher. „Du gabst dein Wort, mir zu folgen; schwurst, daß alles schon mit deiner Herrschaft abgemacht sei... Sieh, auch ich bin bereits mit einem Bekannten übereingekommen, er läßt uns ein Stübchen in seinem Hause auf der Giudecca ab; Alles

ist besorgt. An Geld fehlt es jetzt nicht — ich will dich ins Casino und auf die Redoute führen. Du sollst einen Zendaletto haben und wie die erste Cittadina einhergehen. Was meinst du, Ninettchen?"

Wieder kicherte das Mädchen bald, bald schüttelte sie den Kopf, und ihre vollen Lippen zogen sich ironisch in die Höhe. „Das alles wollen wir fein bleiben lassen," entgegnete sie und fuhr ihm mit ihrer weichen, fleischigen Hand über die Wange. „Denk' an Rahel und lerne Geduld, denn bis zum Heirathen ist's noch lange nicht!"

Bocconio sah sie befremdet und ärgerlich an, aber er bezwang seine Verstimmung. „Schelmin, ich verstehe; du meinst, eine Veste wird werthlos, wenn sie sich zu schnell ergibt."

„Ich meine, daß du ein lästiger Liebhaber bist," erwiderte sie gleichgültig. „Ist's nicht genug, was ich dir gewähre? Einen Finger reicht man euch, und ihr greift gleich nach der ganzen Hand... Narr, wisse, daß ich dein Venedig und euch Pantalons*) allesammt hasse, daß mein heiteres Spanien mit seinen stolzen Hidalgos und sanften Serenaden mich tausendmal mehr lockt, als

*) Damaliger Spitzname der Venetianer.

dieser Steinhaufen auf grünen und trüben Pfützen, in denen das Herz von Todesfurcht eben so sehr beengt wird, wie der Athem von der sumpfigen Stickluft, wo Keiner den Muth hat, sein freies Gesicht zu zeigen — geh' mir mit deiner Biberstadt!"

Bocconio versetzte diese Wortbrüchigkeit, in herzloser, kalter Weise kund gegeben, in sprachlose Wuth. Trieb dieses Weib ein falsches Spiel mit ihm? Zum ersten Mal stieg der Verdacht in ihm auf, daß hinter diesen Sirenenreizen die Schlange lauere. Damit kam aber auch die Gewissenspein über ihn: ein Feind, der seine Zeit abzuwarten, sich während des Sinnenrausches unbemerkt in den Falten des Herzens zu bergen weiß, bei eintretender Nüchternheit schnell zur fürchterlichen Macht anwächst und sich der Seele seines Opfers bemächtigt. Hatte er seinen Wohlthäter verrathen, um sich hinterher an der Nase herumführen zn lassen? Einen Moment packte ihn der Schmerz, und sein funkelndes Auge richtete sich durchbohrend auf das Mädchen.

„Ist das dein Ernst?" fragte er mit bebender Stimme. „Weib, hüte dich vor einer zweiten Lüge, sie wäre, beim Himmel, deine letzte!"

Daran gewöhnt, in ihm ihren gehorsamen Sclaven zu finden, hatte Ninetta bei ihrer gewissenlosen Frech-

heit leicht mit ihm fertig zu werden geglaubt. Nichts desto weniger folgte jetzt ihr listiges Auge jedem Muskel seines Gesichtes, und als sie die unerwartete Wirkung gewahrte, brach sie mit schlauer Berechnung in ein schallendes Gelächter aus. Ihre vollen, weißen Arme um ihn schlingend, drückte sie seinen Kopf fest an ihre Brust.

„Richtig in die Falle gegangen!“ rief sie triumphirend. „Ihr Männervolk — wetterwendisch, argwöhnisch, zu jeder Treulosigkeit bereit — und darum alles, was ihr in Wirklichkeit seid, in uns vermuthend!“

Bocconio wußte nicht, ob er träumte oder wachte; er sah sie erst mißtrauisch, dann überrascht und endlich, durch ihre erkünstelte Harmlosigkeit vollkommen getäuscht, mit glühendem, freudestrahlenden Antlitz an. Besser hatte nicht Judith ihre Rolle vor Holofernes, nicht Delila dem Simson gegenüber gespielt!

„So willigst du ein?“ rief er, der noch kaum die Fülle seines Glückes faßte.

„Freilich! es war Alles blos Spaß, die Stärke deiner Liebe zu prüfen,“ entgegnete sie. „Du weißt ja, daß ich eben so gut nach Italien als nach Spanien gehöre, und meine Mutter, aus Florenz gebürtig,

meinem Vater (damals Leibdiener beim Herzog von Uzeda) auch in seine Heimath folgte... Es ist Alles in Richtigkeit, meine Herrschaft entläßt mich. Nur werde nicht ungeduldig, wenn noch ein paar Tage darüber hingehen sollten. Meine Gebieterin erkrankte plötzlich — sie wünscht, daß ich bis zu ihrer Genesung hier bleibe."

„Uebermüthige, wartest selber sehnsüchtig darauf und konntest dich so verstellen!" schalt er sie mit zärtlichem Ton. „Wer wird mir künftig sagen, ob's Wahrheit oder Lüge ist, wenn deine Liebesschwüre süß wie Honig von den Lippen quellen?..."

Er hielt plötzlich inne, denn Ninetta's Name schallte durch den anstoßenden Corridor.

„Nun muß ich fort," sagte sie, sich schnell seinen Armen entwindend. „Donna de Castro verlangt mich!"

„Schätzchen, ich warte auf deine Rückkehr," bat er, der den berauschenden Nektarbecher nicht so schnell den Lippen entziehen mochte.

„Bei Leibe nicht, es wäre vergebliches Harren! Ich und die zweite Zofe wechseln uns am Krankenlager ab, und die Reihe ist eben jetzt an mir!"

„Aber morgen?...“

Sie dachte nach. „Ich glaube kaum, daß ...“ Der Ruf wiederholte sich. Noch ein süßes Lebewohl, und sie war ihm entschlüpft.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Hätte Bocconio den boshaft spöttischen Blick der Zofe gesehen, den sie beim Schließen der Thür noch auf ihn zurückwarf, sein Blut würde vor der Tücke dieses Weibes zu Eis gefroren sein. Aber er sah nichts, und an die kirschrothen Lippen und die süßen Küsse der Liebsten denkend, verließ er den Palast, um sich endlich nach den letzten wüst verbrachten Nächten in seiner Wohnung schlafen zu legen.

Doch mitten zwischen die Träume des erwarteten Glückes drängten sich schwarze Gedanken wie Kobolde in einen Elfenreigen; was er auch that, sie umhüpften ihn hohnneckend mit scheußlichen Fratzen. Ein paar Mal blieb er stehen, unbeweglich, wie an den Boden gebannt, und seine Hand fuhr wild durch die Haare.

„In der Gegenwart dieses Weibes bin ich trunken vor Glück und Liebe, ich wollte mit einem Könige nicht

tauschen; allein — liegt's um mich grau, wie Frühnebel auf den Lagunen, es preßt mir die Brust zusammen, als packten mich Teufelskrallen!" rief er im Zwiespalt der Seele. „Mein Kopf ist so wüst! Was hab' ich denn Schlimmes begangen? Was Jeder an meiner Stelle auch thun würde: In dieser Welt stößt Eines das Andere; ein Mensch muß fallen, damit der andere steigen kann. Daß Jeder obenauf zu kommen sucht, ist's nicht natürlich?.... Sie stellte 'mal seine Anklage zur Bedingung, haben mußte ich sie, denn sonst wäre ich selber zu Grunde gegangen, also — konnt' ich anders? Und was schadet es im Grunde, ob der Nobile die paar Tage da oben sitzt und ein paar Monate drüben auf dem Festlande zubringt? Wieder zurückgekehrt, kann er nach wie vor lustig leben, und daß ich der Denunciant war, wird er und Keiner jemals erfahren. Was quäl' ich mich also? Ich glaub', es sind nur die wüsten Orgien — das Spielen und Trinken die Nächte durch; erst ein paar Stunden Schlaf, und die Welt steht wieder auf den Füßen; heute dreht sich mir Alles auf dem Kopfe herum...

„Sie kam mir dieses Mal so anders vor," fuhr er, sich einem neuen Gedankengange überlassend, fort. „Bald ganz Hingebung und Liebe, dann wieder, wenn

ich sie sicher zu haben glaubte, entwischt, wie ein flügger Vogel, der vom unerreichbaren Zweige aus neckisch herabsieht. Wüßt' ich nicht, daß sie bis über die Ohren in mich verliebt ist, ich würde wahrhaftig an ihr zweifeln. Wurd' ordentlich stutzig, dacht' schon, die Canaille säß' ihr im Nacken; aber das ist nur so Weibermanier: uns durch Sprödigkeit reizen, in steter Furcht erhalten, um uns desto gewisser zu fangen. Warte, aus dem Sclaven soll dein Herr werden, wenn meine Zeit gekommen ist!"

Während Bocconio bemüht war, sich alle ihn beängstigenden Gedanken auf diese Weise weg zu demonstriren, hörte er plötzlich dicht hinter sich seinen Namen rufen. Er schrak zusammen.

„Den führt auch der Böse her!" murmelte er, als er seinen Oheim erkannte und es zum Ausweichen zu spät war.

„Was hast du zur jetzigen Stunde in dieser Gegend zu schaffen?" redete ihn der Fischer an.

Bocconio zuckte mürrisch die Achsel. „Ohm, die Frage könnt' ich Euch zurückgeben."

„Potztausend, ich bin mein freier Herr, gehe meinem Geschäfte nach; du stehst in Brod und Lohn und gehörst zur Nachtzeit in dein Quartier," versetzte der alte

Mann, der seine Entrüstung über die Unverschämtheit zu bemeistern suchte. „Es haben sich schlimme Dinge im Palast Foscarini zugetragen...“ Er sah seinen Schwestersohn dabei von der Seite an. „Dein erlauchter Gebieter ist gefänglich eingezogen....“

Bocconio, dem es unbehaglich wurde, überlegte, ob er nicht besser thue, sich aus dem Staube zu machen. „Ich hörte so — der Nobile soll sich des Hochverraths schuldig gemacht haben,“ antwortete er, schob Eile vor und wollte sich durch eine Seitengasse entfernen.

„Halt, ich habe dich noch etwas zu fragen!“ rief der Fischer, der ihn mit eisernem Griff am Arm festhielt. „So — also des Hochverraths schuldig?...“ wiederholte er mit eigenthümlichem Ton. „Und du — warst als Zeuge vorgeschlagen, oder hast dich vielmehr dazu gemeldet....“

Bocconio stutzte, erhob voll Erstaunen den Kopf, mußte aber sein Auge vor dem unbeweglich forschenden Blick des alten Mannes schnell wieder senken.

„Durch wen erfuhrt Ihr das?“ fragte er halblaut,

„Das gehört nicht hierher; wir sprechen jetzt von dir — ich erwarte deine Erklärung!“

Da die Sachen einmal so standen, waffnete sich Bocconio mit Trotz. „Was Erklärung — Schweigen

ist mir zur Pflicht gemacht!“ versetzte er. „Ich that nur meine Schuldigkeit.“

„Und der Nobile?“ fragte der Fischer mit bebender Stimme. „Wenn deine Mutter kein Brod hatte, dann schafften es die Foscarini, eure Patrone. Der Nobile?“... wiederholte er noch einmal mit heftigerem Ton.

Bocconio machte eine ungeduldige Geberde. „Was geht's mich an? Jeder schläft, wie er sich bettet. Das höchste Tribunal muß wissen, was es zu thun hat,“ entgegnete er mit frecher Stirn.

„Wie er sich bettet — oder wie schamlose, nichtswürdige Schurken, bestochene Lumpe ihn durch Verrath betten!“ fiel ihm Dono, der sich vor Wuth nicht mehr mäßigen konnte, Contarini's Warnung vergessend, in's Wort. „Ja, zucke nur zusammen, ich weiß Alles! Schlange, die ich genährt, damit ihr Biß den edelsten der Menschen verderbe! Sei verflucht für alle Ewigkeit, oder gesteh' die schwarze That — widerrufe die frechen Lügen, die du auf den Leib Gottes beschworen hast!“

„Seid Ihr verrückt?“ entgegnete Bocconio, der sich in die Brust warf. „Was wißt Ihr davon? Nehmt Euch in Acht, Oheim! Ein Wort von mir, und ‚die frechen Lügen‘ sollten Euch schlecht bekommen! Ich

habe nur die Wahrheit geredet; Jeder muß den Triumvirn dienen, das ist Pflicht. Erst kommt San Marco, dann alle Uebrigen. Wer anders denkt oder thut, der bringt sich selbst in den Verdacht der Mitschuld... Ging der Nobile auf verbotenen Wegen, so mag er die Folgen tragen!"

„Drohungen, du — gegen mich!" rief der Fischer. „Du mich meine Pflichten gegen San Marco lehren mir die Schuld deines Wohlthäters weißmachen wollen? Gerechter Richter, hast du keine Blitze, diesen Schandbuben niederzuschmettern, der, über und über in Sünden versunken, es wagt, dich in's Angesicht zu höhnen? — Bestechen hast du dich lassen durch niederträchtiges Gesindel! Nie betrat der Nobile den spanischen Palast; Bertuccio, der ihn begleitete, kann es mit hundert Eiden beschwören... Sprich, wer gab dir den Brief, mit welchem du den Edlen dem Verderben überliefert hast?"

Bocconio hielt die Augen am Boden geheftet. „Der Nobile gab ihn mir selber," antwortete er nach kaum merklichem Zögern, aber sein Ton war klanglos. „Er hat mit dem Spanier immer heimlich verkehrt, und wenn Bertruccio es bestreitet, so steckt...."

„Schurke, wiederhol' das noch einmal mir in's Angesicht, wenn du die Stirn dazu hast!" sagte der

Gondolier, der sich, um den Palast von der anderen Seite zu bewachen, von dem Fischer getrennt hatte und eben rechtzeitig anlangte, die letzten Worte zu hören. „Du, der Einzige, der außer mir noch weiß, wo Eccellenza in dieser Gegend während der Nacht gewesen!"

Bocconio schwieg; sein Gesicht trug noch immer den trotzigen Ausdruck. „Narr, wer beweist dir, daß er auch wirklich an jenem Ort gewesen, und ihn nicht bloß vorgab, dich zu täuschen?" fragte er, der hinter Spott seine Unruhe zu verbergen und den Schein der Ueberlegenheit anzunehmen suchte, obgleich seine Züge sich dabei grimassenartig verzerrten.

„Was braucht es des Beweises, wo meine Augen sahen und meine Ohren hörten?" versetzte der Gondolier, der seine Heftigkeit bezwang und im Tone ernster Mahnung fortfuhr: „Mensch, dich hat der Teufel verblendet! Hier gibt es keinen Ausweg, als die Hölle; schlag' an deine Brust, da es noch Zeit ist, denn sonst wirst du ihr nicht mehr entkommen — gesteh' die Wahrheit und rette deinen Herrn!"

„Wer hat dir den Brief gegeben?" drang auch der Fischer in ihn. „Bocconio, denk' an deine alte Mutter, die mit Schmach in die Grube fahren wird — denk' an alle Wohlthaten der Foscarini — denk' an die

gerechte Vergeltung! Gib nicht dein unsterbliches Theil für dein sterbliches hin! Sohn, noch Keiner ist durch Verbrechen glücklich geworden — der Sünde folgt die Strafe....!"

Bocconio, der einen Moment wie betäubt da gestanden, ermannte sich gewaltsam. „Laßt mich zufrieden, oder, bei Hölle und Teufel, ich zeige euch beide an!" unterbrach er seinen Oheim, halb Wuth, halb Verzweiflung im Ton.

„Ja, vermehre noch die Last, häufe Berge auf Berge!" entgegnete der Fischer geschlagen. „Ehe ich schweige und den Unschuldigen sterben lasse, will ich gern statt seiner meinen Kahlkopf dem Beile des Henkers darbieten; aber dir, Unseliger, prophezeihe ich dein Ende fluchbeladen und schaurig wie das des Verdammten! Glaube nicht, die Früchte deiner Schandthat zu genießen! Der Schatten deines gemordeten Herrn wird nicht mehr von dir weichen, er wird den Schlaf von deinem Lager treiben, den Bissen Brod auf deinen Lippen vergiften, das Wasser, mit dem du den inneren Brand zu kühlen denkst, in glühendes Erz dir verwandeln! Ein Ausgestoßener, wirst du unstät umherirren, die Erde verpesten, wohin dein Fuß tritt, bis du, von Gewissens-

qualen zerfleischt, dich selber verfluchend, deinem Leben ein Ende machst!"

Bocconio, der nur ein verführter, keineswegs ein in Sünden verhärteter Bösewicht war, stierte ins Leere; sein Antlitz war verzerrt und von erschreckender Blässe.

„Wer sagt Euch, daß er sterben soll?" fragte er, und seine Kniee schlotterten. „Verbannt auf ein paar Monate — wer denkt an Tod?"

„Sein Todesurtheil ist schon gesprochen," erwiderte der Fischer mit dumpfem Ton. „Noch ehe die Sonne, die bald im Osten steigt, im Westen gesunken ist, wird er hingerichtet... O, Mensch, was du jetzt empfindest, es ist nur ein Vorschmack der Höllenqualen, die den Verräther erwarten! Wenn du an einen Gott, an eine Ewigkeit glaubst, so laß nicht unschuldiges Blut vergießen!"

Bocconio schien die letzten Worte nicht mehr zu hören. „Ist das wahr? Tod?" schrie er wild auf. „Könnt Ihr das auf die Hostie beschwören? Bei allem, was Euch heilig ist, sprecht keine Lüge, Ihr würdet sie Euer Leben lang bereuen!"

Beide Männer betheuerten ihm mit heiligen Eiden die Wahrheit.

Der Unglückliche murmelte etwas zwischen den Zähnen,

das sie nicht verstanden; dann plötzlich stürzte er fort, wie Einer, der von Furien gejagt ist. Der Fischer wollte ihn aufhalten, doch die Unmöglichkeit, ihn noch zu erreichen, einsehend, blieb er stehen.

„Der Böse treibt ihn!“ sagte er schmerzbewegt. „Unseliger, du wirst ihm nie wieder entrinnen!... Dafür hab' ich gearbeitet und gelebt, um ihn und durch ihn meinen edlen Herrn verderben zu sehen! Warum mußt' ich mein Leben daran setzen, ihn zu retten, da er als Kind dem Ertrinken nahe war? Allwissender, deine Wege reichen weiter, als unser blödes Auge ermißt!“... Er versank einen Augenblick in dumpfes Sinnen. „Was meinst du, können wir hoffen?“ wandte er sich darauf mit verändertem Ton an den Gondolier. „Sein Trotz war gebrochen; aber das ist nicht die Richtung nach San Marco, die er genommen.“

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Den Tod des Nobile hatte er nicht erwartet — die Wirkung war gewaltig, wäre sie nur eben so nachhaltig! Wir dürfen ihn nicht aus den Fingern lassen; fällt er den Verführern wieder in die Hände, so ist's vorbei! Willst du ihm nach? Ich muß jetzt fort...“

„Ich folge ihm wie sein böses Gewissen, bis er

das Verbrechen eingesteht und die Anstifter nennt, oder — ich halte meinen Schwur: kann ich meinen Patron nicht retten, so will ich ihn rächen!“ Der alte Mann zitterte an allen Gliedern.

Der Gondolier, welcher sich nach dem heraufdämmernden Morgen umschaute, und den es drängte, nach Hause zu kommen, reichte seinem Gefährten die Hand:

„Damit warte, bis wir uns wieder sprechen; ein Wort nimmt sich zurück — das ausgeblasene Leben kann kein Gebet wieder anfachen. Und nun versuch’ dein Heil!“

Nachdem Dono noch versprochen, im Palaste wieder mit dem Gondolier zusammenzutreffen, um über seines Neffen weiteres Verbleiben Auskunft zu geben, trennten sich die Männer.

## Sechszehntes Kapitel.

Bocconio hielt in seinem Laufe nicht eher inne, als bis er den spanischen Palast erreicht hatte. Keuchend schaute er um sich, aber Niemand war zu sehen.

„Sie haben mich betrogen — sie steckt mit ihm unter einer Decke — ich muß sie erwarten! Auch Dominicus wollte gegen Morgen kommen!"

So murmelnd, schlich er vorsichtig weiter, ohne mit sich im Klaren zu sein, was er eigentlich hier, was er überhaupt wollte. Bei seiner wankelmüthigen Natur erleichterte es ihn schon, in der Zerknirschung einen Ableiter für seine Schuld zu haben, sich vorreden zu können: hättest du das Alles so gewußt, es wäre anders gekommen! Bald verabscheute er Ninetta, bald sehnte er sich, bei ihr die verlorene Ruhe wiederzufinden; er fürchtete ihre teuflische Ueberredungskraft und wünschte doch, es möchte ihr gelingen, sein völlig aus den Fugen

gerücktes Denken, Fühlen und Wollen wieder ins rechte Gleis zu bringen.

Das Pförtchen stand zu seiner Ueberraschung schon offen, ein Schlüssel steckte darin. Ohne bemerkt zu werden, eilte er über den Hof, die Stiege hinauf zu Ninetta's Stube, welche man ihn vorhin nicht hatte betreten lassen. Auch hier war die Thür nur angelehnt, und da er innen Kichern und halblaute Stimmen vernahm, so hielt er an, horchte und näherte sich dann ganz leise.

Das Auge dicht an der Thürspalte, konnte er das ganze Gemach übersehen. Doch wer beschreibt seine Gefühle, als er Ninetta, von deren Wangen das Feuer seiner Küsse noch kaum verlodert war, in zärtlichster Umarmung mit Vano erblickte! Er glaubte den Verstand zu verlieren. Wäre der Himmel über ihn eingestürzt, die Erde unter seinen Füßen geborsten, die Wirkung hätte bei seinem ohnehin schon verzweifelten Gemüthszustande nicht gewaltiger sein können. Unverwandt stierte er hin, und immer noch schien es ihm ein Blendwerk der Hölle.

„Ich dachte mir's wohl, daß du schon ungeduldig schmachtetest," sagte Ninetta und erzählte dann lachend, durch welche Lüge sie Bocconio für heute und morgen

losgeworden. „Nein, nein, nun muß es ein Ende nehmen, ich bin der Komödie satt! Seine Liebesschwüre kenne ich schon aus- und inwendig, sie langweilen mich zum Sterben!“

„Halt' den Narren nur so lange hin, bis der Nobile über Seit' ist!“ bat Vano. „Die Todesfurcht wird ihm schon selber ein Schloß anlegen, aber sicherer ist sicherer.“

„Er wird zu frech — er drohte!“ versetzte das Mädchen. „Wenn er etwas merkt, bin ich meines Lebens nicht mehr sicher.“

„Ich weiß noch nicht, was mit Foscarini beschlossen ist, aber lange kann's mit dem Urtheile nicht anstehen,“ erwiderte der Spion. „Läßt der Bursche sich dann nicht gutwillig abfinden, so machen wir kurzen Proceß mit ihm.... Zeigte er Reue?“

Ninetta schüttelte den Kopf. „Eigentlich nicht.“

„Nun, das thut nichts, wir lassen ihn welche zeigen. Ein Wort in den Löwenrachen, und er ist nur noch Futter für die Fische im Canal. Die paar Tage mußt du dir schon seine Liebe gefallen lassen.“

„Mensch, bist du denn gar nicht eifersüchtig?“ fragte das Mädchen, die, halb schmollend, halb übermüthig,

beide Hände in die Seite stemmte. „Solch Pflegma ist abscheulich! Wisse, daß ich mich rächen werde!“

Vano lachte. „Eifersüchtig — auf den Milchbart, mit rundem, blankem Gesicht wie ein Jüngferchen? Da müßte ich meines Nettchens Geschmack nicht kennen! Hahaha, wir wissen schon, was wir an einander haben!“

„Nun sieh 'mal Einer! Er ist zehnmal hübscher, als du!“

„Geh' mir mit dem grünen Jungen! Ich bin in meinem kleinen Finger mehr Kerl, als der in seinem ganzen Kopfe. Hätten ihm den Cyperwein eimerweis' eingießen mögen, ehe wir ihn so weit brachten, daß er Herz genug hatte, einen falschen Schwur zu leisten.“

Bocconio hatte genug gehört.

Ward je ein Mensch so betrogen! O, warum fehlte ihm das Basiliskenauge, um sie Beide mit einem Blicke niederzuschmettern! Seine zitternden Finger griffen, nach dem Stilet suchend, in allen Taschen umher — auch das war vergessen! Einen Moment dachte er daran, sie mit den Fäusten zu erwürgen. Jede Fiber in ihm lechzte nach ihrem Blute. Rache, die furchtbarste Rache allein konnte dieses Höllenfeuer in ihm löschen. Doch sein Alles auf einen unsicheren Wurf setzen?

Sie waren ihrer Zwei, und Vano führte stets Waffen bei sich. Nein, nicht hier, wo der Mord unsicher und — nutzlos! Sterben sollten sie, Alle — auch er mit ihnen! Ja, jetzt war es aus — und gern bestieg er das Schaffot, konnte er nur sie mit sich ziehen, ihr Teufelswerk zerstören, Foscarini retten!

Noch einen letzten, vernichtenden Blick warf er auf die Schlangenbrut. Seine Fäuste ballten sich krampfhaft, sein Gesicht hatte einen teuflisch-boshaften Ausdruck: jetzt waren sie die Betrogenen, und er hielt das Schwert des Damokles über ihren Häuptern.

„Den Narren hinhalten, bis der Nobile über Seit' ist — dann Futter für die Fische im Canal!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Bei der Rechnung versaht ihr euch nur in der Zahl der Köpfe, setzt eure noch mit darauf, und ich will sie zerreißen!“

Auf den Zehen schlich er hinab, durch die nächste Pforte hinaus. Wie ein Rasender stürzte er fort, im Morgennebel, durch die engen Gassen und Höfe. Doch der Schlag hatte ihn zu gewaltsam getroffen; er taumelte, und laut keuchend mußte er sich gegen eine Mauer stützen. Das Blut tobte ihm im Kopf und Herzen, als wollte es seine Bande zersprengen, die Kniee schlot-

terten, die Zähne schlugen klappernd zusammen; in seiner Seele raste die Verzweiflung.

Eine Minute drückte er die Hand gegen die Stirn, als hätte er sich besinnen müssen, ob er es auch wirklich war. Er schauderte vor sich selbst, schauderte vor der nackten nüchternen Wahrheit: von ihr, für die er das Heil seiner Seele geopfert, so verhöhnt, betrogen — fand er sich, ein Verworfener, vor jähem Abgrunde, hinter sich den Steg abgebrochen, kein Ausweg rechts oder links! Alles war von ihm gewichen, nichts geblieben als Tod und Verdammniß! — Dieses Erwachen aus wildem Sinnentaumel war entsetzlich. Wohin fliehen, um den Rachegeistern der eigenen Brust zu entrinnen?....

Da brach der erste Sonnenstrahl durch den Dunst und vergoldete die Spitzen der Dächer und die Masten der Schiffe. Es war Sonntag; die Frühglocken ertönten, und ihr eherner Schall pflanzte sich harmonisch fort von Kirche zu Kirche. Das Leben erwachte allmälig aus dem Schlummer, Thätigkeit und Verkehr fingen an, sich zu regen.

Wild, mit verzerrtem Gesicht, schaute Bocconio um sich, er erschrak vor dem Tageslicht; das Bild heiligen Friedens höhnte seinen Schmerz. Er hätte den Erdball

in den Fluthen ersäufen, die Steinmassen zertrümmern mögen, damit seine Verzweiflung allgemein würde, das All seine Zerrissenheit theilte!

Er stand gerade vor einem Trinklocale, das er in fröhlichen Tagen häufig besucht hatte. Bis zum Beginn der großen Rathssitzung, die stets an Sonn- und Feiertagen gehalten wurde, hatte er noch lange Zeit, und mit einer Heißgier, als wäre hier der Apollo-Tempel gefunden, hier der Lethe — stürzte er in das Innere des Hauses.

Die ersten offenen Räume hinter sich lassend, trat er in ein rundes Gemach mit geschlossenen Läden. Eine dunstige Atmosphäre drang ihm entgegen, Ueberreste von Wein und Speisen bedeckten die Tische, Stühle waren umgeworfen, Weinschläuche lagen am Boden, und ein Diener reckte sich noch schlaftrunken in der Ecke. Alles verrieth, daß hier nächtliche Orgien gefeiert waren. Die düstere, dem Erlöschen nahe Lampe beleuchtete trüb das unheimlich-ekelhafte Bild.

Welcher Contrast zwischen der stillen Frühfeier außen und dem Wuste hier innen: jene, dem Menschenleben vergleichbar, das, von seiner höheren Bedeutung getragen, heiter, klar und rein wie die Morgensonne über die dunklen Schlünde der Erde hinzieht; dieser, wie

das planlos wüste Treiben des Sünders, der sich im Schlamme seichter Freuden hinwälzt, unbefriedigt von Genuß zu Genuß jagt, bis er, der die ewigen Höhen nie im Geiste ahnend durchmessen, in den Tiefen trostlos versinkt!

Bocconio trat ein derartiger Vergleich nicht in's Bewußtsein, und doch wandte er sich heute mit Abscheu von dem Bilde, das ihn noch gestern ergötzte. In den finstersten Winkel zurückgezogen, stürzte er mehrere Becher Wein hastig hinunter. Der wilden Aufregung folgte allmälich Stille; den Kopf in die Hand gestützt, saß er fast eine Stunde, unbeweglich auf *einen* Punkt hinstarrend. Was für Gedanken ihn auch beschäftigen mochten, diese Stunde tiefer Einkehr in sich selbst — vielleicht die erste, aber auch die bitterste seines Lebens — brachte Ergebung in sein Herz.

Als er sich mühsam erhob, war der Kampf überwunden: die schwere Schuld zu sühnen durch den eigenen Tod, stand unwiderruflich fest in seiner Seele.

Er trat hinaus; es war noch derselbe Himmel, das Wasser, dieselbe Stadt — in ihrem Schooße so voll Elend und Sünde, auf ihrer Oberfläche so farbenreich, glänzend und lachend! Aber mit wie anderen Blicken betrachtete er sie jetzt, als ehedem! Welch' unausfüll-

bare Kluft lag zwischen den wenigen Stunden, wo er diesen selben Weg wandelte, von blinder Leidenschaft geführt! Der Zauber war gebrochen, der Rausch verweht — und ob auch sein Herz noch einmal zuckte im wilden Schmerze — es lag alles auf ewig hinter ihm! Die Prophezeiung seines Oheims: der Sünde folgt die Strafe — hatte sich furchtbar an ihm erfüllt.

Ueber die Rialtobrücke in die Merceria gelangend, bog er zu San Salvatore in eine schmale Gasse ein, ging durch das offene Portal eines weitläufigen Gebäudes, über den Hof, mehrere Stiegen hinauf, bis er an der niedrigen Thür eines Bretterverschlages stehen blieb und pochte.

Es währte einige Augenblicke, bis innen eine Stimme nach dem Namen des frühen Gastes fragte, und auf Bocconio's Antwort Danielli, erst halb angekleidet, öffnete.

Erschrocken über seines Freundes geisterhaftes Aussehen, fuhr er einen Schritt zurück. „Was ist vorgefallen? Mensch, kommst du aus dem Grabe?“

Bocconio winkte, ihm zuvor in das Innere des Raumes, der eben kein Zimmer genannt werden konnte, zu folgen; dann theilte er ihm in wenigen Worten mit, was sich seit dem Verhör zugetragen, und was er jetzt zu thun entschlossen war.

„Warum bin ich deinem Rathe nicht gefolgt!“ endigte er in düsterer Resignation. „Du warntest mich genug — du, der ihn nicht kannte, bliebst standhaft; ich, dem er ein Wohlthäter gewesen, verrieth ihn — aber ich war in den Garnen dieses Weibes wie vom Teufel verblendet!“

Danielli, dessen heiterer Humor ebenfalls krankte, seit wir ihn den Spionen in die Hände fallen sahen, blickte erschüttert vor sich nieder; er konnte Bocconio weder trösten, noch ihm abrathen, aber er empfand mit dem Abscheu vor der That zugleich tiefes Mitleid für den Thäter.

„Von hier begebe ich mich in den großen Rath; vor dem Herzoge und dem ganzen Adel will ich die verfluchten Lügen widerrufen, den Frevel aufdecken und die Anstifter angeben,“ fuhr Bocconio fort. „Daß ich sterben muß, weiß ich, aber sie sollen voran und — der Nobile muß gerettet werden! Du sollst mir dabei helfen, sollst bezeugen, daß sie auch dich zum falschen Eide haben bereden wollen — daß alle übrigen Zeugen von ihnen mit Geld bestochen sind — daß du am spanischen Palaste die Nächte die Wache gehabt, auf Foscarini gepaßt, ihn jedoch nie dort, wohl aber zu San Polo auf dem Seitenbalcon des Palastes Cornaro

gesehen hast.... Willst du mir diesen letzten Dienst auf dieser Welt erweisen?"

„Dir und der Wahrheit!" versetzte Danielli. „Ja, so wahr mir der Heilige helfe, und wenn ich mir die Brut noch mehr auf den Nacken hetzen sollte...."

„Du hast nichts mehr von ihnen zu fürchten," unterbrach ihn Bocconio. „Sie sind an's Messer geliefert, ehe eine Stunde vergeht. Zwar hab' ich nie erfahren, für wen sie dieses Bubenstück ausübten — aber schadet nichts! Wer es auch ist — weiß einmal der Doge und der ganze Adel den Betrug, so können sie sich nicht halten.... Nun aber zieh dich eilig an und komm' mir nach, denn der große Rath muß sich bald versammeln, und ich finde nicht eher Ruhe, bis es vom Herzen und mein Gebieter in Freiheit gesetzt ist! Mag es dann mit mir kommen, wie es will!"

Danielli gab sein Wort, und sie verabredeten einen Ort, wo er Bocconio im Palazzo ducale treffen sollte. Im Begriff, zu gehen, wandte sich dieser in der Thür noch einmal um.

„Hier ist mein Schlüssel," sagte er gefaßt. „Mein Beutel mit Geld liegt im Strohsack am Fußende. Der übrige Kram ist nicht viel werth, aber das Geld nimm und theile es ehrlich zwischen meiner Mutter,

meinem Oheim und dir. Tröste sie Beide; sage ihnen, ich sterbe als reuiger Sünder. Du bezahl' damit deine Schulden und kehr' nach Murano in deine Fabrik zurück oder besser, geh' auf's Festland, damit du ihnen ganz aus den Fängen kommst... Versprich es mir!"

Danielli drückte ihn an die Brust. „Laß solche Gedanken nicht aufkommen!" rief er bewegt. „Auch für dich ist noch Hoffnung! Sehen sie, daß du bereuest und das Recht höher achtest, als das Leben, so werden sie dich begnadigen."

Bocconio schüttelte den Kopf. „Versprich mir's, das Andere wird sich finden!"

War es, daß sein Gefühl ihn übermannte oder Unruhe und Gewissensangst ihn drängten — er drückte heftig des Freundes Hand, und den Schlüssel in derselben zurücklassend, eilte er fort.

Ohne Aufenthalt begab er sich nach dem Dogenpalaste.

Da er die Patrizier in ihren verschiedenfarbigen Amtshabiten schon schaarenweise auf die Riesentreppe zuschreiten sah, so hielt er sich dicht unter dem Porticus und erreichte auf einer Seitentreppe die obere Gallerie. Auch hier auf den Corridoren war überall Leben und Verkehr. Bocconio scheute die Menschen, besonders

aber fürchtete er, von einem der Decemvirn erkannt und in seinem beabsichtigten Werke noch gehindert zu werden. Er blieb daher so viel als möglich entfernt und schaute unruhig und mißtrauisch nach allen Seiten umher.

Als er eben einen öden, halbdunklen Gang erreichen wollte, um hier seinen Freund zu erwarten, bogen plötzlich mehrere Nobili in denselben ein und kamen ihm entgegen. Ohne zu überlegen, schlüpfte er in eine dort befindliche Nische, deren Vertiefung, wie er gleich inne ward, eine Thür bildete. Sich hart gegen dieselbe drückend, um von den Vorübergehenden weniger bemerkt zu werden, fühlte er, daß sie, nur angelehnt, unter seiner Berührung nachgab, während gleichzeitig im Innern halblaut gesprochene Worte, von einer Stimme, die er schon einmal im Leben gehört, seine ganze Aufmerksamkeit anzogen.

Zum zweiten Male wurde Bocconio heute Zeuge eines für ihn bedeutungsvollen Gespräches, aber die Wirkung mußte jetzt eine entgegengesetzte sein, denn nach kaum minutenlangem Horchen, das ihn in athemlose Spannung versetzte, öffnete er hastig die Thür und trat ein.

## Siebenzehntes Kapitel.

Der Tag nach Foscarini's letztem Besuche verging Marina in frohem Hoffen: der Abend sollte ihr ja den Geliebten zurückbringen — dann noch ein Tag, und es gab keine Trennung mehr. Entweder würde sie ihm als glückliche Braut durch ihren Vater zugeführt, oder — wenn das Schicksal es anders bestimmte — von ihm entführt; aber wie es auch kommen mochte, sein war sie für immerdar! Menschen und Verhältnisse sollten fortan diesem Bunde, den Gott selbst durch die Liebe geweiht, nichts mehr anhaben.

Das Einzige, was Marina bedrückte, war die Nothwendigkeit, ihre überwogenden Gefühle vor jedem sterblichen Auge verbergen zu müssen, in keine vertraute Brust ausschütten zu können, was ihr armes Herz vor wonnigem Beben fast sprengte. Zwar kannte Catterino ihr Geheimniß, aber der Vertraute ihrer süßen Träume

konnte doch der Knabe nicht sein. Ihr ganzes Geständniß ihm gegenüber beschränkte sich auf ihr stilles, seliges Lächeln, und sich hierin wenigstens von einem fühlenden Wesen verstanden zu wissen, that ihr schon wohl.

Durch äußere Begebenheiten wurde sie wenig gestört; ihr Vater und Oheim brachten den ganzen Tag außerhalb des Hauses zu, selbst bei der Tafel wurden sie nicht sichtbar. Bembo ließ sich glücklicher Weise auch nicht sehen, und die Base arbeitete in ihrem eigenen Gemache, wo ihr Marina hin und wieder Gesellschaft leistete. So konnte sich das Gewölk dicht und dichter um sie zusammenziehen, ohne daß sie dessen Verdunklung gewahrte.

Als über den dämmernden Abend sich die Schatten der Nacht zu breiten begannen, trat das Mädchen auf den Balkon hinaus, um von hier, der Verabredung gemäß, dem Geliebten das Zeichen zum Willkommen zu geben. Doch kaum dort, wurde sie durch Signora Nani abgerufen. Foscarini war noch nirgends zu sehen; sie eilte daher, dem Befehle Folge zu leisten, und da die alte Dame sich angeblich nicht wohl befand und nach ihrer Gesellschaft verlangte, so hielt sie auch eine

Viertelstunde bei ihr aus, obgleich jede Minute sich für sie ins Endlose dehnte.

Ihre Selbstüberwindung sollte indeß noch auf härtere Probe gesetzt werden, denn als sie sich endlich entfernen wollte, kam die Base mit der Erklärung heraus, daß ihr Vater bestimmt habe, sie solle den Abend bei ihr zubringen. Marina erschrak; sie versprach wiederzukommen — sie wollte sich nur eine Arbeit holen — sie habe Dies und Jenes zu besorgen vergessen.

Statt diese Einwände zu berücksichtigen, begann die Dame ein ziemlich unmotivirtes Gespräch über die guten alten Zeiten, wo noch Sitte und Tugend geherrscht, Frömmigkeit vor Sünde bewahrt und Keuschheit in den Herzen der Jungfrauen gewohnt habe; wo gehorsame Töchter gute Hausfrauen und Mütter gegeben, während jetzt die Unsitte schon mit der Jugend großwachse, und selbst der stille Aufenthalt der Klöster nicht mehr vor bösen Neigungen bewahre. Es lag dabei so viel Bitterkeit in Stimme und Wesen, und die pfeilscharfen Blicke, welche sie auf das junge Mädchen schoß, waren so voll Geringschätzung, daß Marina, die ihre Base voll Verwunderung ansah, bald herausfühlte, wie diese nur mühsam eine noch heftigere Kundgebung ihres Aergers zurückhielt.

Obgleich Marina sich dennoch zu überreden suchte, daß nur Laune, Unwohlsein oder sonstige, ihr fremde Ursachen diese Verstimmung hervorgerufen, fühlte sie sich dadurch doch mehr beunruhigt, als sie sich zugestehen wollte, gerade weil Signora Nani für sie, die Tochter des Hauses, sonst stets Rücksichten gehabt, sie auch kaum glauben konnte, daß nur Zufall Jene auf dieses seltsame Thema gebracht habe. Hierzu versetzte sie die Unruhe um Foscarini, der sie vergebens erwarten, vielleicht in seiner Ungeduld den Balkon ersteigen und in Gefahr gerathen möchte, in einen wahrhaft fieberhaften Zustand.

Einige Minuten zwang sie sich zu stiller Resignation, doch die innere Aufregung wurde immer unerträglicher. Endlich äußerte sie den Wunsch — da die alte Dame sich sehr ungesellig zeigte — mit Catterino Schach zu spielen, in der Hoffnung, diesem einen Auftrag für den Geliebten zuflüstern zu können.

Doch der Page, so hieß es, sei mit anderen Dingen beschäftigt, und man schob ihr statt dessen mit salbungsvollen Worten ein Gebetbuch hin.

In ihrer Verzweiflung keinen anderen Ausweg findend, klagte das Mädchen über Kopfschmerzen und wollte sich in ihr Schlafgemach begeben.

„Dein Lager ist schon in meinem Zimmer bereitet," versetzte die Base, als Jene ihr gute Nacht wünschte, mit einer Entschiedenheit, welche die Macht voraussetzen ließ, ihrem Willen nöthigenfalls Nachdruck zu verschaffen. „Du wirst bis zu deiner Hochzeit bei mir schlafen."

Jetzt erbleichte Marina. Sie sah sich plötzlich als Gefangene; sie konnte nicht länger zweifeln, ihre Liebe zu Foscarini war entdeckt! Thränen entstürzten ihren Augen.

Während sie noch vergebens kämpfte, den hervorbrechenden Strom ihrer Gefühle zu bewältigen, öffnete sich die Thür, und ihr Vater trat ein. Er schien sehr eilig, meldete seines Bruders und Signor Bembo's Ankunft an (die Abendstunde war für Standespersonen eine sehr gebräuchliche Besuchszeit in Venedig) und sprach dann leise einige Worte mit der alten Dame, ohne von seiner Tochter die geringste Notiz zu nehmen. In ihrer gedrückten Stimmung, zitternd vor Aufregung und Furcht, wagte Marina nicht, ihn anzureden. Sie stand noch immer im Hintergrunde des Gemaches, durch das dort herrschende Halbdunkel geschützt, als der Bischof in Bembo's Begleitung erschien, und Signor Francesco sich gleich darauf, nachdem er

versprochen, bei Beginn der Rathssitzung den letzteren von hier abzurufen, wieder entfernte.

Die beiden Herren unterhielten sich Anfangs mit der alten Signora. Marina blieb scheinbar unbemerkt im Hintergrunde, und hätte sich nur eine Thür in der Nähe befunden, sie würde den Moment benutzt haben, leise zu entschlüpfen; doch so wagte sie kaum, sich zu rühren. Erst nach einer Weile nahte sich ihr Bembo, und, war es Zufall oder Absicht, die beiden Anderen begaben sich bald darauf in das anstoßende Gemach, so daß Marina sich mit ihrem Verlobten allein befand.

Als sie ihn auf sich zukommen sah, stand sie wie eine Bildsäule, ohne nur einen Laut hervorbringen zu können.

Er nannte sie sein süßes Täubchen, fragte, ob sie schon an ihr bräutliches Gewand gedacht, sprach von ihren blauen Augen und den schönen, rothblonden Locken, in die er, ehe die Sonne zweimal ihren Kreislauf beendet, den Brautkranz zu flechten gedächte. Aber der Druck, mit dem sein Arm sie umfing, war hart, der Ausdruck seines Gesichtes, als er die Lippen fest auf die ihrigen preßte, so boshaft und gemein, sein Blick so hämisch, daß Marina das Blut vor Entsetzen erstarrte. Sie wollte sich losreißen, versuchte, ihn ge-

waltsam von sich zu stoßen, aber er hielt sie mit eisernem Griff fest, wie ein Geier seine Beute unter den Fängen.

Obgleich sie von Natur sanft und leicht eingeschüchtert, gegenwärtig tief gedemüthigt, schutzlos, vom eigenen Vater verrathen war und in Angst fast verging: so gaben Abscheu und Verzweiflung ihr doch Riesenkraft; ihr Auge funkelte, und das Blut der Italienerin, das in ihren Adern glühte, übergoß ihre Stirn plötzlich mit Purpur.

„Laßt mich los, ich hasse und verachte Euch!“ rief sie mit leiser, aber leidenschaftlich bewegter Stimme.

„Ei der Tausend, das klingt ja gewaltig rebellisch!“ entgegnete er halb verdutzt, halb spöttisch. „Signora, wir wollen uns auf die Ehe vertrösten, sie verwandelt vielleicht Haß in Liebe... wenigstens gibt sie Mittel, Widerspänstige zu zähmen,“ setzte er drohend und mit seinem tückischen Augenblinzeln hinzu.

„Ehe —“ wiederholte das Mädchen schaudernd. „Nie, verlaßt Euch darauf! Lieber den Tod umarmen, als Euch!“

Der Nobile ließ sich nicht außer Fassung bringen; die Uebermacht gibt Ruhe, nur den Verlierenden übermannt die Heftigkeit.

„Die Geschichte fängt an, lustig zu werden," sagte er in zwar gereiztem, aber immer noch spöttischem Ton.

Marina schöpfte tief Athem; sie wandte das Antlitz in zuckendem Schmerz ab. „So lustig, daß das Herz darüber brechen könnte!" stöhnte sie leise. Ihre Thränen quollen in großen Tropfen hervor und liefen langsam über die Wangen.

Bembo, der trotz seines Phlegma vor Rache kochte, sah sie nur desto triumphirender an. Der Starrsinn sollte schon brechen! Thränen sind ja die Waffen des Ueberwundenen, die Vorboten demüthiger Ergebung.

„Glaubt das nicht, die Herzen sind elastisch," bemerkte er ruhig, „und Neigungen wechseln wie..."

„Elastisch!" unterbrach ihn Marina, in neue Heftigkeit ausbrechend. „Ja, elastisch, wie Eure Ehre! O, besäßet Ihr Ehre, Ihr könntet ein Mädchen, das Euch nie ein Leid that, nicht bis zum Tode martern!"

Der Staats-Inquisitor stampfte bei ihren ersten Worten mit dem Fuße, und ein hochmüthiger Blick maß sie vom Kopfe bis zur Zehe. Gegen den Schluß ihrer Rede brach er in ein derbes, aber erzwungenes Lachen aus.

„Zu Tode martern — ich glaub', Ihr seid sehr überspannt, Signora. Auch darüber wird uns die Ehe

wohl hinweghelfen! Doch Eines laßt Euch rathen: treibt es nicht zu weit! Es könnte die Zeit bald kommen, da Euch das Wort bitter gereute. Euer Vater selbst trug Eure Hand mir an; hat die Kirche erst den Bund gesegnet, so hängt Eure Zukunft von mir ab — bedenkt das wohl! Es wäre weiser, zu versöhnen, statt zu reizen! . . .“

Marina zitterte an allen Gliedern! Langsam erhob sie das Haupt; sie sah ihn mit der Entschlossenheit der Verzweiflung an.

„Wisset,“ sagte sie leise, „ich kann nimmer die Eurige werden — mein Lieben gehört einem Anderen; ob ich lebe oder sterbe, nie brech' ich ihm die Treue!... Wenn Euer Herz je Erbarmen fühlte, so entsagt meiner Hand und überlaßt mich meinem eigenen Schicksal!“

Ihr Ton war im Weitersprechen weich und schmelzend geworden, es lag eine tiefe Rührung in ihrem Wesen, ihr flehendes Auge hatte sich zu ihm erhoben.

Bembo stand ihr fühllos gegenüber. Der Triumph, diesen Nebenbuhler endlich vernichtet zu haben, gab ihm trotz seiner Wuth über ihre Treulosigkeit, einen Anflug spöttischer Ueberlegenheit.

„Euer Lieben gehört einem Anderen . . .“ sagte er, die Worte langsam durch die Zähne ziehend. „Ich bin

kein Mensch, der leicht verzweifelt, am wenigsten da, wo es sich um ein so kleines, zartes Ding wie ein Weiberherzchen handelt. Die Sache wird sich ändern; wir Männer sind nur eifersüchtig auf die Lebenden."

Marina fuhr zusammen. „Was wollt Ihr damit sagen?" rief sie, von Entsetzen erfaßt, indem sie ihre Hände emporstreckte.

In diesem Augenblick kehrte Signora Nani in Begleitung des Bischofs aus dem Nebengemache zurück.

„Daß Ihr, mein reizendes Bräutchen, bald mein süßes Weib seid!" versetzte er geckenhaft und so laut, um von den Kommenden gehört zu werden, indeß er ihre beiden Hände ergriff.

Marina lehnte gegen den Kaminpfeiler, still und unbeweglich. Die tückische und feige Grausamkeit dieses Mannes und das Uebermaß von Schmerz und Angst, die sie in sich verschließen mußte, wirkten fast sinnbetäubend auf sie. Ihre Augen starrten ins Leere. Bembo hielt noch immer ihre Hände gefaßt; sie merkte es nicht. Erst als der Bischof, den ihr sichtliches Leiden rührte, zu ihr trat, sein wohlwollender Ton an ihr Ohr klang, und er theilnehmend ihre Wange streichelte, brach sich die Starrheit. Sie blickte langsam auf.

„Oheim, ich möchte fort!" flüsterte sie kaum hörbar.

Er nickte ihr freundlich zu, dann winkte er Bembo, ihm das junge Mädchen zu überlassen, das er unter sanft aufmunternden Worten bis zur Thür des an die Wohnzimmer sich anreihenden Schlafgemaches führte. Wie die Base es gesagt, fand Marina ihr Lager in deren Zimmer bereitet und nur durch einen Vorhang von dem der alten Dame getrennt.

Endlich war sie allein, und nun löste sich die Qual ihrer Seele. Sie weinte — weinte, als sollte ihr Leben in Thränen hinfließen, und rang sich die Hände fast wund. Bald dachte sie mit Entsetzen der Drohung gegen den Geliebten, bald klagte sie, um das gehoffte Glück dieses Abends so grausam betrogen zu sein! Dann glühte sie wieder vor Scham bei der Erinnerung an alle erfahrenen Demüthigungen: sie war sich selbst zuwider, seit die Worte des Elenden ihr Ohr verletzt, seine Berührung sie befleckt hatte.

„O, Antonio, meine Seele blieb rein, einzig dir ergeben!“ rief sie voll Sehnsucht und Trauer. „Komm', Geliebter, und weihe wieder durch deinen Druck diese Hand, durch deinen Kuß meine Lippen!...“

Wo er jetzt weilen mochte? Ob er ihrer unten gewartet? Diese Fragen ängstigten sie, denn es war nur zu klar, man hatte ihr Geheimniß entdeckt und

trachtete danach, ihn zu verderben. Erst allmälich, ruhiger über Alles nachdenkend, kam wieder Trost in ihre Seele: sie wußte ja durch Foscarini selbst, daß der morgende Tag entscheidend für ihn war, aber auch zugleich, daß er seine Maßregeln für alle Fälle getroffen hatte. Welche Schlingen man ihrer Liebe legte, schnelle Flucht sollte das Werk der Feinde zerstören.

Instinktartig eilte sie nach der auf den Corridor hinausführenden Thür, fand dieselbe aber verschlossen. Darauf trat sie ans Fenster, schlug die Vorhänge zurück, öffnete und blickte ruhelos in die Nacht hinaus. Alles war still, nirgends eine Gondel zu sehen. Sie rief leise ihren eigenen Namen, da sie den seinigen nicht auszusprechen wagte; nur das Murmeln der Wellen gab ihr Antwort. Mit einem Seufzer schloß sie wieder die Vorhänge. Für diese Nacht blieb nichts übrig, als Ergebung; aber in aller Frühe des künftigen Morgens sollten nicht Schloß noch Riegel sie hindern, dem Geliebten Botschaft zu senden.

Geistig und körperlich erschöpft, begab sie sich zur Ruhe; doch obgleich die Hoffnung wieder anfing, neue Keime in ihrer Seele zu treiben, kam doch kein Schlaf in ihre Augen. Unruhig wandte sie sich auf ihrem Lager, ihre Pulse klopften, wirre Gedanken schwirrten

ihr durch den Kopf, als wären es greifbare Wesen. Langsam schlichen die Minuten, endlos die Stunden hin; so sehnsüchtig hatte noch kein Gefangener die Freiheit, kein von der Blindheit Genesender noch das Licht erwartet, als sie die Morgenröthe nach qualvoll durchwachter Nacht.

„O, könnte ich all mein Hoffen und Lieben in das Gewicht der Stunden werfen, es schneller herabzuziehen!" seufzte sie leise. „Zeit, wenn am Ende deiner langen Pilgerfahrt dein Liebster dich erwartete, du würdest schneller eilen; Hoffnung und Freude haben einen hüpfenden Gang, Liebe hat Flügel — du trägst Blei an den Füßen; herzlos, einsam und öde mußt du durch das Endlose schleichen, von keiner Freude empfangen, selbst ohne Ende und Ziel ...!"

Erst gegen Morgen sank sie in Schlummer; aber von beängstigenden Träumen unterbrochen, brachte er ihrem Geiste keine Erquickung. Die sie folternde Ungewißheit und Furcht gestalteten sich zu wilden Phantasiegebilden: bald fand sie sich am Abgrunde, jäh und tief, so daß ihr Auge das Ende nicht ermessen konnte. Sie wollte den zitternden Fuß aufhalten, aber hinabgezogen von unsichtbarer Macht, fühlte sie sich in die bodenlose Tiefe versinken. Dann sah sie den Geliebten;

sie streckte die Arme verlangend nach ihm aus, doch bleich und blutbefleckt wich sein Bild nur weiter zurück, bis es, in Nebel gehüllt, ihren Blicken völlig entschwand, und statt dessen Bembo's Arme sich wie Schlangen um ihren Leib legten, teuflisches Hohnlachen an ihr Ohr drang.

Plötzlich fuhr sie schweißgebadet empor: was war es, das wie ein Wehruf, leise aber markerschütternd, durch alle Räume des Gemaches drang? Wie aus der Geisterwelt herübergeweht, klang der Ton so traurig und klagend, so tief und herzzerreißend, daß er ihr das Blut in den Adern gerinnen machte. Wo kam er her? Wo zog er hin? — Mit angsterfüllten Blicken schaute sie um sich. Ein lichter Schein, hell, ohne zu leuchten, klar und doch nicht durchsichtig, erfüllte das ganze Gemach. Sie richtete sich empor; ihre Brust bebte, ihr Auge suchte vergebens nach dem verborgenen Quell dieses Lichtes, das zugleich nah und fern, nicht von außen herein, sondern aus sich selbst zu strömen schien, sich, wie sie hineinschaute, tief in ihr Innerstes ergoß und allmälich ihre Seele mit dem Glanze himmlischen Friedens erfüllte.

Des Mädchens Hände falteten sich über der Brust, sie fühlte einen unwiderstehlichen Drang zu beten —

lange und inbrünstig. Sie wußte nicht, warum — nicht, für wen — aber so heiß hatte sie nie zuvor zum Schöpfer gefleht. Es war, als ob ihre Seele, der Erde und ihrem Schmerze weit entrückt, in reineren Sphären, vor dem Thron des Ewigen im Hauch des Gebetes hinschmolz. Alle Dissonanzen ihres Gemüthes lösten sich in sanfte Harmonien auf, und während noch ihr Geist selbstvergessen auf den Schwingen der Andacht ruhte, schlossen sich ihre Augen, und sie entschlummerte.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Sonne stand schon hoch, als Marina erwachte. Ihre Hände waren noch über der Brust gefaltet, und gleich einem Echo wirkten die nächtlichen Eindrücke in sanften Schwingungen in ihrer Seele fort. Ihre Base hatte das Lager schon lange verlassen, auch sie erhob sich schnell.

„Wo ist Catterino?“ fragte sie die Zofe, welche ihr bei der Toilette zur Hand ging.

„Gnädige Signora, der Page sitzt schon seit mehreren Stunden auf dem Corridor, hier dicht vor Eurer Thür, und putzt unaufhörlich an seinem Dolche. Meiner Seel', wenn die Rostflecken vom Blute des ersten Dogen herrührten, er müßte längst damit fertig sein, aber Pagen und Papageien essen nun 'mal das Sündenbrod und haben das naseweise Lärmen umsonst!“

„Rufe ihn in's Nebengemach!“ gebot Marina, so-

bald sie ein leichtes Morgengewand übergeworfen, ohne ihre Furcht vor Erneuerung der gestrigen strengen Maßregeln merken zu lassen.

Zu ihrer unbeschreiblichen Freude nahm die Zofe keinen Anstand, ihren Befehl sogleich auszuführen.

Als das junge Mädchen das Nebengemach betrat, eilte ihr der Knabe schon entgegen. Seine ersten Worte enthielten bittere Klagen über Signora Nani, die allen seinen Versuchen, die Herrin gestern Abend zu sprechen, feindlich entgegengetreten war.

Beide stimmten darin überein, daß sich etwas Besonderes müsse zugetragen haben, obgleich Catterino sie beruhigte, daß wenigstens gestern der Nobile von Niemandem gesehen worden sei. Er habe auf alles im Palaste sich Ereignende ein aufmerksames Auge gehabt und, sobald er sich unbeachtet gewußt, unter dem Balcon gewartet, habe aber trotzdem den Patrizier verfehlt.

Marina dankte für seine Treue. Sie bat ihn, sich sogleich nach dem Palast Foscarini zu begeben.

„Such ja den Nobile allein zu sprechen!“ fuhr sie in ihrem Auftrage fort. „Sag’ ihm, daß seinem Leben Gefahr droht, ich es durch Bembo selbst erfahren hätte! Beschwöre ihn in meinem Namen, seinen Feinden aus=

zuweichen, zu fliehen — heute noch, gleich, wenn es sein könnte! Sag' ihm, guter Catterino, wie es mir gestern ergangen, wie unglücklich ich gewesen, ihn nicht sehen zu können! Ich sei eine Gefangene im Palaste meines Vaters, meine Hochzeit mit Bembo stehe bevor, aber lieber würde ich mich in den kühlen Schooß der Lagunen betten, als dem Verhaßten angehören! O, sage ihm Alles, was ich erdulde, aber daß ich treu bleibe bis in den Tod! Er solle kommen — nein, nicht kommen, es wäre gefährlich! Aber durch dich mir eine Strickleiter schicken, einen Ort bestimmen, wo und wann er mich erwarte — ich wolle ihm folgen bis an's Ende der Welt ...."

„Ihr wollt?" unterbrach sie der Knabe erschrocken. „Wollt fort — und ich?...."

„Du kommst mit mir!" entgegnete Marina. „Du warst mir treu ergeben, warst mein einziger Vertrauter, dich lass' ich nicht zurück! Statt der Herrin sollst du künftig einen Herrn haben; Knabe, wir wollen wetteifern, ihm die Wünsche von den Augen zu lesen.... Nun aber eile! Sag' ihm Alles — vergiß nichts! O, wäre ich statt deiner der Bote, der ihm die Schwüre meiner Treue brächte! Wär' ich der Ton, der mit süßem Wohllaut an sein Ohr dränge — der Hauch,

der in trautem Gekose seine Lippen umspielte! Knabe, könnt' ich all' mein Sehnen, Fürchten — Hoffen und Lieben in deine Kindesbrust ausgießen, damit deine Worte, von meinen Empfindungen durchglüht, der treue Spiegel meiner Seele würden!" Damit drängte sie ihn, der wiederholentlich versprochen, nichts zu vergessen, zur Thür hinaus.

Die ängstliche Sorge, mit der man gestern ihre Schritte bewacht hatte, wurde dem jungen Mädchen heute nicht fühlbar; nachdem sie ihrer Base einen guten Morgen gewünscht, blieb es ihr unbenommen, in ihre eigenen Zimmer zurückzukehren. Sie wollte die ihr bleibende Frist benutzen, noch einige ihr werthvolle Kleinigkeiten für den Fall einer schnellen Flucht zusammenzupacken. Vorher aber trat sie an ihren Kleiderschrank, um mit besonderer Sorgfalt ihren heutigen Anzug zu wählen. Es war ja vielleicht das bräutliche Gewand — Marina erglühte bei diesem Gedanken — und statt des gewöhnlichen schwarzen Atlas-Corsets, welches die Venetianerinnen in den Vormittagsstunden zu tragen pflegten, legte sie ein Kleid an, das, weiß und zart wie das Gefieder des Schwans, ein Symbol der Jungfräulichkeit war.

Aber noch kaum mit der Toilette fertig, wurde sie

durch den hastigen Tritt des Pagen aus ihrer feierlich-ernsten Stimmung aufgeschreckt.

„Hast du etwas vergessen?“ fragte sie, von der Unmöglichkeit überzeugt, daß er den Weg bis zum Palast Foscarini schon einmal, geschweige denn hin und zurück gemacht haben konnte. „Heilige Jungfrau, was ist dir?“ fügte sie, Entsetzen und Trauer in seinem verstörten Antlitz gewahr werdend, hinzu.

„O Signora, daß mein Mund es sein muß, durch den Ihr die jammervolle Kunde erhaltet!“ rief er schmerzlich. „Theure Gebieterin, erschreckt nicht, aber es hat sich etwas Schlimmes — etwas Furchtbares zugetragen! ....“

„Furchtbares — was ist es? So rede! Giebt es Schlimmeres, als diese Ungewißheit? Sie verzehnfacht zehnfach das Schlimmste! .... Erbarmender, ist's was von ihm?“

Der Page nickte traurig mit dem Kopfe. Er drückte seine Lippen auf ihre ausgestreckten Hände. „O, verzweifelt nicht, erlauchte Gebieterin! Er kann noch gerettet werden, sein Gondolier, der schon lange hier in der Nähe wartet, sagte mir, daß Ihr — Ihr allein auf der ganzen Welt — ihn retten könnt!“

„Himmlischer Vater, was ist geschehen? Rede deut-

lich! Gerettet — wovon? Du marterst mich zu Tode!“

„Signora, sie haben ihn unter die Bleidächer gebracht — der erlauchte Rath der Zehn — er ist....“ Das verhängnißvolle Wort wollte nicht über seine Lippen.

Marina hatte einen leisen Schrei ausgestoßen. Ihre Kniee wankten, aber sie faßte sich gewaltsam. „Sage Alles, um der Heiligen willen!“ bat sie mit einer steinernen Ruhe, während ihre Augen ihn bewegungslos anstarrten. „Rede — seit wann ist er gefangen? Warum? Was kann ich thun?“

„Seit gestern Abend,“ antwortete Catterino. „Er ist auf Hochverrath angeklagt, ist vor die Decemvirn gefordert und....“ Wieder hielt er inne, die Blicke auf das erbleichende Mädchen gerichtet.

„Was weiter?“ rief sie, die Hände verzweiflungsvoll in einander pressend.

„Sie haben ihn beschuldigt, Nachts, wenn er bei Euch gewesen, mit dem spanischen Gesandten jenseit des Canals verkehrt zu haben, und er....“

„Und er —“ wiederholte sie mit klanglosem Ton.

„O Signora, er hat Alles über sich ergehen lassen,

hat nichts verrathen — er wird schweigend sterben, wenn Ihr ....“

„Sterben!“ schrie das Mädchen. „Erbarmender Gott, er hat nicht gesagt, was ihn retten konnte? Er soll sterben?“

Catterino blickte schweigend vor sich nieder.

Marina wurde Alles auf einmal klar. Sie war ja Venetianerin und hatte oft von dem Gesetze gehört, welches den Patriziern bei Todesstrafe verbot, mit fremden Gesandten zu verkehren. Um ihre Ehre zu schonen, wollte Foscarini in den Tod gehen! Einen Moment stand sie in sich versunken, mit bebender Brust, die Hand vor die Augen gedrückt. „Sterben — sagtest du so?“ fragte sie mit leiser, zitternder Stimme.

„Ja, theure Gebieterin — was hilft's, daß ich es verschweige, erfahren müßt Ihr es doch, und die Zeit drängt! Er ist zum Tode verurtheilt, noch heute....“

Marina preßte beide Hände auf's Herz, als hätte sie die gewaltsam dorthin strömende Fluth zurückdrängen wollen. Der Knabe, der sie zusammenbrechen sah, wollte ihr zu Hülfe eilen.

„O, schont Euch!“ bat er mit Thränen in den Augen. „Ihr werdet auch sterben, und dann bin ich ganz allein!“

„Schonen!“ wiederholte sie, und ihre Lippe zuckte in krampfhaftem Schmerz. „Schonte er sich, da er mein Geheimniß verschwieg? Schonten ihn die Anderen, als sie ihn in die furchtbaren Kerker schleppten, auf Hochverrath anklagten — zum Tode verurtheilten?.... Laß mich, mir ist nichts!“

Indem sie seine Unterstützung zurückwies, richtete sie sich in geisterhafter Blässe empor. Die Kraft, welche bis dahin in ihr wie der Keim in stiller Erde geschlummert, war erwacht; den gewöhnlichen Lauf der Jahre weit überflügelnd, hatte das Leid in einer kurzen Stunde die zarte Jungfrau zum heldenstarken Weibe gereift.

„Ist heute nicht Sonntag? Ist nicht der Adel zur Sitzung vereint?“ fragte sie nach einer Pause.

Der Knabe nickte beistimmend. „Es ist just die Stunde, wo er sich zu versammeln pflegt,“ antwortete er bereitwillig, als hätte er auf diese Frage nur gewartet. „Bertuccio meinte....“

„Sein Gondolier wartet unten? War es so, oder dachte ich es mir nur?“ unterbrach sie ihn.

„Nein, erlauchte Herrin, nein! Er ist Eurer Befehle gewärtig — ein Ruf bringt seine Gondel unter

den Balcon, oder wohin Ihr es bestimmt.... Ihr wolltet? O, er hoffte gleich, daß Ihr es thun würdet!"

„Ob ich wollte? Erbarmender Gott, ihn retten, der für mich sterben will, oder mit ihm sterben — es ist das Einzige, was mir auf dieser Welt noch übrig bleibt.... Unter dem Balcon — nein, das geht nicht, der Verkehr ist jetzt zu groß. Vor der kleinen Hinterpforte, auf der anderen Seite des Canals, laß ihn halten.... Warte, ich folge gleich, nur den Schleier will ich überwerfen, der mich jedem Auge verbirgt. Dann fort von hier, wo der Boden unter meinen Füßen glüht, indeß des Theuren Leben nach Minuten gezählt wird!"

Auf Seitenwegen eilte der Page voran, zu lauschen, ob auch Niemand in der Nähe. Einem dort beschäftigten Diener erzählte er im Vorbeigehen, daß seine Gebieterin ihr Morgengebet in der nächsten Kirche halten wolle, falls Signora Nani nach ihr fragen sollte.

Unbemerkt gelangten Beide an die Nebenpforte.

Marina's zitternder Fuß bestieg die Gondel, in welcher der Geliebte noch jüngst gesessen und vielleicht zuletzt ihrer gedacht hatte. Der Page, der dem Barcarolen einige Worte zuflüsterte, folgte, um nicht ge-

sehen zu werden, in die Cabine, deren Thür und Jalousien er fest verschloß.

Bei der sanften Bewegung des Fahrzeuges und dem leisen Geplätscher des Wassers kam Marina erst zur ruhigen Erwägung dessen, was sie zu thun im Begriff stand. Sie, ein schüchternes Mädchen, kaum in die Welt getreten, vor Männern stumm und befangen, wollte im Angesicht des ganzen versammelten Adels, vor ihrem Vater und Großvater das Geheimniß ihrer Liebe offenbaren! Würde sie das Wort hervorbringen, das Auge zum Licht erheben können? Einen Augenblick wollten ihr vor innerem Beben schier die Sinne vergehen, ihr Herz klopfte hörbar, der Athem versagte ihrer Brust. Doch ein Blick auf den Unschuldigen: gefangen, mit Ketten beladen, zum Tode geführt für sie — und das, was sie sonst vor Scham würde zu Boden gedrückt haben, fiel heute von ihr wie eitler Tand. Jene zarte Scheu des Weibes gehörte der beglückten Liebe; das Leid schreitet frei von Convenienzen, und ihr Schmerz war so ungeheuer, daß er alle anderen Gefühle verschlang. Was kümmerten sie die Menschen, was Rücksichten und Formen der Welt, wo der Arm des Verhängnisses schon erhoben war, ihr ganzes irdisches Glück zu zertrümmern! Sie hatte es

nur mit ihrem Schöpfer und der Wahrheit allein zu thun; mochte Er richten nach seinem Wohlgefallen, sie beugte ihr Haupt in Demuth!

Die Gondel hielt am Dogenpalaste auf der Seite des Wasserthores. Wie man sich bald überzeugte, hatte das Consiglio noch nicht begonnen, und Bertuccio mußte dem jungen Mädchen nochmals alles, was er über das Schicksal seines Herrn und den Gang des Processes erfahren, im Zusammenhange erzählen.

Da er ihre Unkenntniß in Weltangelegenheiten, wie überhaupt ihre völlige Rathlosigkeit in Betreff der Ausführung des Unternehmens gewahrte, so redete er ihr zu, den Freund seines Gebieters, Signor Contarini, in das Geheimniß zu ziehen, dessen Ankunft er am Fuße der Riesentreppe erwarten wollte, und der ihr nicht allein Mittel und Wege würde an die Hand geben, sondern sie auch selbst bei dem Vorhaben unterstützen können.

Marina ging gern auf seinen Vorschlag ein. Sie wartete einstweilen in der Gondel, während Bertuccio den Patrizier, der, wie er erfuhr, schon in den Rathssaal eingetreten war, herausrufen ließ, ihn von den Absichten des jungen Mädchens in Kenntniß setzte und

damit gleichzeitig sein ihm in der Nacht gegebenes Wort löste.

Der alte Mann war über die Nachricht, welche nach gänzlicher Hoffnungslosigkeit plötzlich unzweifelhafte Rettung versprach, außer sich vor Freude; er hieß den Gondolier die Dame nach einem oberen, von ihm bezeichneten Gemache führen, wohin er selbst sich sogleich begeben und sie erwarten wollte.

Hier war es, wo Beide, kaum zusammengekommen, in ihrem Gespräch durch Bocconio unterbrochen wurden, der, nachdem er von der Thürvertiefung aus einige Minuten gelauscht und den Zusammenhang erfaßt hatte, schnell eintrat, sich ihnen zu erkennen gab, sein Geständniß ablegte und schwur, durch Widerruf seiner Aussage ihrem Werke den Erfolg zu sichern.

Staunen, Abscheu, Schmerz — Freude und Dank gegen Gott, der endlich doch das Gewebe der Bosheit zerriß und Alles so wunderbar zum Siege zu leiten schien, wogten bei seinem Bericht wechselweise in Marina's Brust, doch blieb ihr keine Zeit für Worte. Schon ertönte die große Glocke, welche anzeigte, daß der Herzog bereits seine Gemächer verlassen habe, und Contarini fand kaum Muße, sie noch auf einige besonders hervorzuhebende Punkte aufmerksam zu machen.

Nachdem nur noch in schnellster Eile verabredet worden, daß die Signora wenige Minuten nach der Eröffnung der Sitzung erscheinen und dadurch jedem Berichte der Staats-Inquisitoren zuvorkommen sollte, verließ sie der alte Senator, Hoffnung und Zuversicht im Herzen.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Contarini erreichte den Sitzungssaal erst nach Eintritt des Herzogs, dessen Thron sich auf einer Erhöhung im Mittelpunkte des weiten Saales befand, der mit den Bildnissen sämmtlicher Dogen geschmückt war, mit Ausnahme desjenigen von Marino Falieri, dessen Platz, als der eines Hochverräthers, ein schwarzer Flor deckte.

Dem Fürsten zu beiden Seiten sah man im Halbzirkel die Räthe der Signoria; an sie reihten sich rechts und links die Häupter der Zehn, die Avogadoren und Censoren, welche alle ihre Plätze gleichfalls noch auf der Erhöhung hatten, so daß nichts in dem weiten Raum geschehen konnte, was der Aufmerksamkeit dieser obersten Richter entging. Ausnahmsweise befanden sich heute auch die Staats-Inquisitoren unter ihnen, was auf ein besonders wichtiges Ereigniß schließen ließ,

da dieselben in gewöhnlichen Fällen durch ihre Secretäre vertreten wurden. Vor diesem Halbkreise, auf langen, hinter einander fortlaufenden Bänken, saßen die übrigen Magistrate, die in dem Rathe nur als gewöhnliche Mitglieder erschienen, wie überhaupt der gesammte Adel, welcher, wenn das Consiglio Gültigkeit haben sollte, wenigstens in der Zahl von Zweihundert vertreten sein mußte, gegenwärtig aber in Erwartung der bedeutungsvollen, durch Foscarini's Wahl zum Avogador vorbereiteten Kämpfe sich mindestens um das Vierfache stärker eingefunden hatte.

Nach den Eingangsformalitäten erhob sich der älteste Staats-Inquisitor, um von der Rednerbühne aus der Versammlung anzuzeigen, daß man zur Wahl eines neuen Avogadors zu schreiten habe, da dieses Amt, welches der Senator Antonio Foscarini, Ritter vom goldenen Stern und bisheriger Gesandter in Frankreich, seit wenigen Tagen inne gehabt, wieder erledigt sei.

Hatte es schon allgemeine Verwunderung erregt, daß der Sitz dieses Nobile, auf den sich heute die ausschließliche Aufmerksamkeit richtete, leer geblieben, so stieg bei dieser unheimlichen, kaum mißzuverstehenden Eröffnung die Ueberraschung zur äußersten Bestürzung.

Ohne den Sachverhalt irgendwie begreifen zu können, — denn Foscarini's Schicksal war bis jetzt tiefes Geheimniß — ließ die erschrockene Versammlung, jede andere Rücksicht vergessend, hier und da ungestüme Rufe um Erklärung des auffallenden Ereignisses laut werden, die aus dem dumpfen Gemurmel wie Windstöße zwischen dem Brausen einer bewegten Fluth hervorbrachen.

Obgleich das Tribunal bei ähnlichen Anlässen jeder Verantwortung überhoben war, hielt es der Inquisitor doch nicht dem Moment angemessen, der Aufregung und Entrüstung durch Schweigen zu trotzen. Er wollte daher fortfahren, einen kurzen Bericht über die gegen Foscarini eingereichte Anklage auf Hochverrath, den Verlauf des Processes und das gefällte Urtheil zu geben, als plötzlich eine der Erhöhung des Saales gegenüber befindliche, von Contarini dem jungen Mädchen bezeichnete Thür sich öffnete, und eine tief verschleierte Frauengestalt, von drei Männern gefolgt, sichtbar wurde.

Stummes Staunen empfing die zu dieser Stunde ganz ungewöhnliche Erscheinung, da wohl während der Abstimmung Zuschauern, selbst Masken, der Eintritt in den Saal gestattet war, nie aber den vorhergehenden Verhandlungen Fremde beiwohnen durften.

Nachdem die Dame einen scheuen Blick durch den

weiten Raum geworfen, schritt sie schnell auf die Erhöhung zu, und in einiger Entfernung vor dem Thron stehen bleibend, warf sie den Schleier zurück und sank auf die Kniee.

„Erbarmen, Hoheit!“ rief sie, die Arme emporstreckend, mit einer Stimme, die, wenn auch nicht in dem weiten Raume, so doch über die Erhöhung hinweg noch auf den ersten Bänken der tiefer sitzenden Patrizier deutlich vernehmbar wurde. „Nicht die Enkelin vor dem Großvater, die Unterthanin steh' ich vor dem Fürsten, um auf mein schuldiges Haupt die verdiente Schande zu wälzen, für den unschuldig Verurtheilten aber, der heute sterben soll, um Gnade und Recht zu flehen! Der Cavalier Foscarini ist angeklagt....“

Sie mußte innehalten, oder vielmehr ihre Stimme verklang unhörbar in dem Getöse, das sich bei dem Namen Foscarini von allen Seiten erhob. Hier Ausrufe der Ueberraschung, der Genugthuung und Freude — dort Stimmen der Wuth, die in drohenden Ausdrücken sie schweigen hießen, mit Ungestüm forderten, daß man sie wegbringe, wiederum gemischt mit anderen, welche ihr Gesuch zu Ende zu hören verlangten.

Alle in das Geheimniß Eingeweihten erkannten in starrem Schreck das Kritische dieses unerwarteten Zwischen-

falles. Aufdeckung der Wahrheit an diesem Orte war das Schlimmste, was sie zu fürchten hatten: sie zerstörte nicht allein ihr fein ersonnenes Werk, sondern häufte alle möglichen Gefahren auf ihre eigenen Häupter, ja, konnte die furchtbarsten Folgen für den ganzen Staat nach sich ziehen. Marina's Absicht mußte um jeden Preis verhindert werden!

Signor Francesco, der in sprachloser Wuth seine Tochter mit eigenen Händen hätte in den Boden drücken mögen, saß zu entfernt, um sich zu ihr durchzudrängen; aber Bembo, der sich ganz in ihrer Nähe befand, sprang vor, ergriff sie mit heftiger Geberde bei der Hand, um sie zur Thür hinauszuziehen. Auch der Doge machte eine ungeduldige, befehlende Bewegung, sie fortzuführen.

Hülfeflehend und verzweiflungsvoll richtete die Widerstrebende ihre Blicke auf die Bänke der Patrizier, gleichsam an den ganzen Adel appellirend, denn Der, für welchen sie sprach, war ja ein Liebling Aller gewesen und hatte für Alle in die Schranken treten wollen.

Contarini, von dem sie gleichfalls nur wenige Schritte entfernt stand, unterstützte bald ihre stumme Bitte bei der Versammlung, bald beschwor er das junge Mädchen bei allem, was ihr heilig war, muthig und standhaft zu bleiben.

Einen Moment schien es jedoch, als würde die Gewalt der Feinde über Recht und Wahrheit siegen. Auf wiederholte Winke von oben herab näherte sich ein Beamter der herzoglichen Kanzlei, und indem Bembo, der in wilder Aufregung weiter gegangen war, als die Klugheit gestattete, zurücktrat, nahm jener die Halbohnmächtige am Arm und war im Begriff, mit ihr durch die nächste Thür zu verschwinden, indeß Molino diese Maßregel durch die Unstatthaftigkeit der herbeigeführten Scene, die jede Form des Rechtsganges durchbrach, zu rechtfertigen suchte und über alle Details des Processes die genaueste Auskunft zu geben versprach.

Doch obgleich der Redner der angesehenste unter den Senatoren, unter den Staats-Inquisitoren der am meisten gefürchtete war: protestirte die Gegenpartei, welche die Absicht darin sah, über die Wahrheit einen undurchdringlichen Schleier zu werfen, nur um so lauter und heftiger gegen das eigenmächtige Verfahren. Jeder unter ihnen fühlte, daß dieser Moment für Foscarini's Schicksal entscheidend war; es galt, ihn zu retten, und alle Stimmen vereinten sich in dem entschiedenen Verlangen, die Cornaro zu hören; selbst Drohungen durchtönten den immer mehr anwachsenden Lärm.

Der Doge, welcher eine Wiederholung der früheren tumultuarischen Sitzung fürchtete und wohl einsah, daß die Sache zu weit gediehen war, um sich noch vertuschen zu lassen, befahl dem Beamten, innezuhalten, und ertheilte seiner Enkelin die Erlaubniß, ihr Gesuch vorzubringen.

Die Klugheit hatte alle Fäden ihres Netzes künstlich verschlungen, alle Maschen berechnet, nach menschlicher Voraussicht jeden möglichen Fall überdacht — aber noch immer sorgte die Nemesis für einen Daniel, noch grünte der Baum der Susanne, an dem die schlaue Bosheit zu Schanden werden mußte.

Alsbald trat tiefe Stille ein, so daß man in dem weiten Saal einen leise rauschenden Flügelschlag hätte hören können. Alles lauschte in unsäglicher Spannung, während Marina, sich bewußt, daß an ihren Worten Glück und Leben des Geliebten hing, ihre ganze Selbstbeherrschung zusammennahm, mit wunderbarer Geisteskraft ihr Verhältniß zu Foscarini aufdeckte, seine nächtlichen Wanderungen in jene Gegend durch die Besuche bei ihr erklärte und so seine Unschuld an den Tag legte.

Zum Beweise der Wahrheit ihrer Aussage berief sie sich auf ihre Begleiter, den Gondolier des Nobile,

der seinen Herrn fast immer nach San Polo gerudert hatte, so wie auf Bocconio und Danielli, welch ersterer genau berichtete, auf welche Weise und durch wen er sich zu der falschen Aussage gegen seinen Gebieter habe verleiten lassen, wie er aber jetzt, von Gewissensbissen gefoltert, zum Widerruf entschlossen sei, und wenn er auch das Bekenntniß seines Meineids mit dem Tode büßen müßte, indeß Danielli beschwören wollte, daß jene zwei von Bocconio bezeichneten Männer auch ihn durch Geldversprechungen hätten zum falschen Eide verleiten wollen, wie ihnen das bei allen übrigen Zeugen gelungen war.

Bei Nennung der Namen der Spione hätte der aufmerksame Beobachter in Molino's Zügen eine kaum merkliche Unruhe wahrnehmen können; er flüsterte einige Worte mit Bembo, der, mehr am Ende sitzend, den Secretär Franceschi zu sich heranwinkte und ihm, wie es schien, einen Auftrag ertheilte, worauf derselbe den Saal verließ, erst nach Verlauf einiger Minuten wieder zurückkehrte und durch ein Nicken des Kopfes den Erfolg seiner Sendung zu verstehen gab; — eine Nachricht, die auf seine Gebieter einen sichtlich befriedigenden Eindruck hervorbrachte.

Marina fuhr während dessen fort, die kaum ihren

Ohren trauende Versammlung mit einer vor Schmerz zitternden Stimme um Gerechtigkeit für Foscarini anzuflehen, als die Aufmerksamkeit plötzlich von ihr abgelenkt und die Scene nochmals verändert wurde durch den hastigen Eintritt eines Mannes, der einen Knaben an der Hand führte.

Der ungeordnete, bestaubte Anzug des Fremden trug die sichtlichen Spuren einer schnell zurückgelegten Reise; sein eingefallenes Gesicht glühte vor Aufregung, jeder Muskel darin war zum Zerspringen angespannt. Angst und Sorge starrten aus seinen wilden Blicken.

„Zeno — der verbannte Zeno!“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Ja, Zeno!“ antwortete der Betreffende, der den Saal rasch durchschritt, auf die Erhöhung zutrat und vor dem Thron des Dogen aufrecht stehen blieb. Es durchzuckte sein Antlitz, als das Auge die im Halbkreise vor ihm sitzenden Magistrate, seine Todfeinde, überflog und dann an dem leeren Avogador-Sitze haften blieb, indeß man es den Mienen der Räthe leicht anmerkte, daß noch Niemand recht wußte, wie er sich diesem unerwarteten Ereignisse gegenüber zu verhalten habe.

„Ich weiß, daß ich durch meine Rückkehr nach Venedig dem Gesetze verfallen bin, die Freiheit ver-

wirkt habe," begann Zeno nach momentaner Pause. „Nicht zehn Jahre Kerker, wie das Urtheil es fordert — macht eine Ewigkeit daraus; nie sollen meine Augen das Tageslicht mehr schauen — nie die Fesseln wieder von meinen Gliedern fallen! Hier, im Angesichte des durchlauchtigsten Fürsten und des souveränen Rathes, erkläre ich mein ganzes Leben fortan der Abbüßung meiner Strafe geweiht, nur — gestattet mir zuvor eine kurze Frist, um den Freund zu retten, der für mich leidet!... Der Cavalier Antonio Foscarini ist des Hochverraths beschuldigt, ist eingekerkert, zum Tode verurtheilt — ich aber sage Euch, er ist rein von diesem verabscheuungswürdigen Verbrechen, wie dem Lichte fremd ist die Finsterniß, und die Seligkeit unbekannt mit der Verdammniß. Hier stehe ich, mit meinem und meines einzigen Sohnes Leben für seine Unschuld zu bürgen. Unbekannt mit den Einzelheiten seines Processes, weiß ich doch, daß nicht Hochverrath, nur eine Liebesintrigue, ein noch dunkles Geheimniß die Ursache aller Verdächtigungen gegen ihn ist. O, haltet das erhobene Schwert nur kurze Zeit noch fern von seinem Haupte, nehmt meine Bürgschaft an! Ehe ein Tag vergeht, soll das Räthsel gelöst sein. Wird er dennoch des angeklagten Verbrechens für schuldig er=

kannt, so laßt statt seines einen Hauptes unsere drei fallen; ist er unschuldig, so gebt ihm die Freiheit, mit mir aber verfahrt nach der Schärfe des Gesetzes!"

„Ihr seid sein Freund, der, für welchen er Glück und Leben wagen wollte?" flüsterte Marina, die dem Fremden mit dem Blick des Vertrauens schnell näher trat. „O, ich danke Euch! Aber Ihr kommt zu spät, ich habe schon Alles aufgedeckt: bei mir ist er gewesen, ich trage allein die Schuld, und mich wollte er schonen! Aber jetzt wird er wieder frei und glücklich werden!"

Ehe der Doge oder einer der Räthe noch etwas auf Zeno's Rede erwidern konnte, wurde aus der Mitte der Versammlung einstimmig die Forderung zur Wiederaufnahme des Processes laut. Das unerhörte Ereigniß hatte die Gemüther in seltener Weise erhitzt, der offenkundige Fehlschluß des höchsten Gerichtshofes ihr Selbstgefühl erhöht, und ohne sich an irgend welche Form zu binden, verlangte der Adel mit einer den Decemvirn gegenüber nie da gewesenen Kühnheit, daß die Angelegenheit vor sein Forum gezogen, an diesem Orte noch einmal die Zeugen verhört, der Gefangene mit ihnen confrontirt, die heimlichen Anstifter des infamen Betruges ermittelt und gemeinsam mit den schon bekannten Spionen bestraft würden.

Während dieser energischen Willensäußerung, die gleich einem ausgetretenen Strom immer heftiger anschwoll, sah man die obersten Richter leise mit dem Dogen berathen; dann erhob sich Molino, um von der Rednerbühne aus der Versammlung zu antworten. Sein Antlitz war kreideweiß, aber seine Haltung war nie fester, sein Schritt nie stolzer, nie gebietender der Ausdruck seines Auges gewesen.

Sobald man seine Absicht erkannte, trat Stille ein.

„Wenn das uns eben zugegangene Geständniß wirklich Wahrheit enthält, so ist dieser Fall ein tief beklagenswerther," begann er mit ernster, weithin schallender Stimme. „Das höchste Tribunal hat seiner hohen Aufgabe gemäß verfahren, dem Gesetze in weitester Ausdehnung genügt, mit Weisheit gerichtet — wie frei von Verantwortung, so ist es auch frei von Vorwurf. Alle Indicien, die Aussage der Zeugen, selbst ein vorgefundener Brief sprachen für die Schuld des Gefangenen; er selbst konnte oder wollte sich nicht gegen die schwere Anklage vertheidigen. Menschliche Urtheile sind auf äußere Wahrnehmungen begründet, der Richter aller Richter durchdringt allein die innere Wesenheit der Dinge, bei ihm ist Unfehlbarkeit. Haben die Zeugen falsch geschworen, so sollen sie nach gründlicher Unter-

suchung als abschreckendes Beispiel für künftige Zeiten zur strengsten Strafe gezogen werden. Für Foscarini aber, der sich durch unseliges Schweigen selbst das Gericht gesprochen, kommt jede Hülfe zu spät."

Der Inquisitor hielt eine Secunde inne; sein Auge glitt forschend über die Menge hin, dann setzte er langsam hinzu: „Das Urtheil war gefällt, der Gefangene starb diese Nacht."

Ehe er die Rednerbühne verließ, traf nochmals sein kalter, fast herausfordernder Blick die Versammlung; Molino kannte die entsetzliche Gefahr dieses Augenblicks, er wußte, was von seiner Geistesgegenwart abhing, und setzte Alles gegen Alles ein.

Die Wirkung der Anzeige war furchtbar.

Marina, die der gemessenen Rede des Staatsmannes, an der ihr ganzes Wohl und Wehe hing, und die wie ein zweischneidiges Schwert sich tief und tiefer in ihr Herz bohrte, mit wachsender Angst und athemloser Brust gefolgt war, stieß bei den letzten Worten einen gellenden Schrei aus. „Er starb — diese Nacht!" rief sie, des klagenden Tones gedenkend und des hellen Glanzes, der wie ein Schein der Verklärung sie umstrahlt hatte. „Antonio, es war deine scheidende Seele!..."

Noch einen Moment starrte sie unbeweglich, mit

dem Ausdruck der Verzweiflung, vor sich hin, dann legte die allbarmherzige Natur, mitleidsvoller als die Menschen, einen dichten Schleier um ihr Fühlen und Denken; es fing an, sich vor ihren Augen zu dunkeln, der Boden schwankte unter ihren Füßen, und wie eine Statue vom Sockel, fiel sie lautlos zur Erde.

Der Zustand des jungen Mädchens unterbrach die tiefe Stille, die dumpfe Betäubung, in welche dieser, alle Hoffnungen niederschmetternde Schlag die Mehrzahl der Anwesenden versetzt hatte. Kein Zeichen der Entrüstung, kein Aufschrei des Schmerzes, keine Klage — nicht ein Seufzer wurde in dem weiten Raume laut; stumm und verbissen saßen die Männer da, die starren Blicke an den Boden gebannt. Das Ungeheure war geschehen; finster und unsichtbar, wie aus den Schlünden des Tartarus kommend, hatte die schreckliche, über Venedig herrschende Macht wieder ihre Donnerkeile geschleudert: der letzte Held des Vaterlandes, er war unter dem Schlage des Henkers gefallen!

Molino, der seinen Platz wieder eingenommen und scharf und leidenschaftslos die Menge beobachtet hatte, sah den gewaltigen Umschwung. Das tiefe Schweigen, das lähmende Entsetzen für Furcht und Muthlosigkeit haltend, glaubte er gesiegt zu haben und war entschlossen,

seinen Vortheil zu nützen. Ein wichtiger Schritt blieb noch zu thun; jetzt oder nie mußte er vollbracht werden. Sicheres und schnelles Handeln, unbeugsame Strenge, eiserne Gewalt sollte die Verzagten Schlag auf Schlag niederwerfen, ehe dieser Ebbe eine brausende Fluth, der Entmuthigung Widerstand folgen konnte.

Sobald daher für die Fortschaffung des ohnmächtigen Mädchens gesorgt war, beantragte er in Gemeinschaft mit den beiden anderen Staats-Inquisitoren die ungesäumte Vollziehung des gegen Zeno gefällten Urtheils, welches für den Fall, daß derselbe sein Exil brechen und nach Venedig zurückkehren würde, auf zehnjährige schwere Kerkerhaft lautete. Die Decemvirn stimmten dem Antrage bei. Von keiner Seite wurde Einspruch dagegen erhoben.

Zeno, welcher während der ganzen Zeit für alles, was um ihn vorging, theilnahmlos da gestanden hatte, erhob bei Annäherung der Gerichtsdiener, wie aus schwerem Traum erwachend, das Haupt. Sein Auge streifte gleichgültig, fast stumpf über die Menge hin und blieb auf seinem verwaisten Knaben haften, der bitterlich zu weinen begann. Willenlos, gebrochen an Geist und Körper, ließ der einst für seine Ehre so empfindliche Mann es geschehen, daß die Schergen ihm in

diesen Räumen, wo sein gebietender Blick sonst Schreck und Furcht verbreitet hatte, wie zum Hohn der ganzen Aristokratie Ketten anlegten und ihn dann in die unterirdischen Gefängnisse abführten, die von ihrer dumpfen Luft, ihrer Feuchtigkeit und Tiefe den Namen der „Brunnen“ erhalten hatten.

Nachdem auf diese Weise alles glücklich beseitigt war, was dem Fortschritt der Oligarchie hemmend in den Weg trat, trieb man das verrätherische Spiel so weit, wirklich zur Revision des Foscarini'schen Processes zu schreiten.

Molino war es auch hier, der auf die Nothwendigkeit drang, sich sogleich sämmtlicher Zeugen zu versichern, dabei aber besonders gegen die drei, von Signora Cornaro der Anstiftung des Betrugs angeklagten Individuen mit äußerster Strenge zu verfahren und sie durch scharfes Verhör auf der Folter zur Aufdeckung der geheimnißvollen Intrigue und zur Angabe noch etwaiger Mitschuldiger zu zwingen. Die Staats-Inquisitoren, hiermit einverstanden, trafen ungesäumt und im Angesicht des ganzen Rathes mit möglichster Ostentation alle für diesen Zweck nothwendigen Maßregeln.

Dann schritt man noch nämlichen Tages zu einer neuen Avogadors-Wahl. Da die Gegenpartei unter

jetzigen Umständen nicht daran denken konnte, einen ihrer Candidaten durchzubringen, so ließ sie es ruhig geschehen, daß ein naher Verwandter des Dogen, der schon bei Foscarini's Wahl von jener Partei in Vorschlag gebracht war, das Amt erhielt.

Somit endete diese Sitzung des Großen Rathes, an welche die Anhänger Zeno's alle ihre Hoffnungen geknüpft, der die Cornaristen in begründeter Furcht entgegengesehen, mit der gänzlichen Niederlage der ersteren, während die letzteren sich und insbesondere das höchste Tribunal zu einer Macht emporgestiegen wähnten, die keine Schranke mehr kannte und, so weit die Annalen der venetianischen Geschichte reichen, in gleicher Ausdehnung nur noch ein einziges Mal vorgekommen war.

Aber diesmal täuschte der Schein selbst die Klügsten! Der Schrei der Wuth, gewaltsam in die Brust der Unterdrückten zurückgedrängt, er bohrte, ein giftgeschwollener Pfeil, an den Herzen; die unerstickte Flamme brannte in den Seelen aller Zenisten wie lebendiges Feuer. Rache für den verhöhnten und betrogenen Adel, Rache für Zeno's Schimpf, Rache für Foscarini's unschuldig vergossenes Blut — für die in Banden schmachtende Freiheit: es war der einzige Trieb, der die Brust

jedes Patriziers durchglühte. Was der Lebensathem dem Leibe, das Licht seinem Auge, das war der Durst nach Rache ihrem Geiste! Aber das Losungswort Aller hieß: Schweigen und die Zeit abwarten.

## Zwanzigstes Kapitel.

Unsere Erzählung kehrt zu Marina zurück, die erst in den herzoglichen Gemächern, auf einem Ruhebett liegend, aus ihrer schweren Ohnmacht erwachte. Eine Verwandte des Hauses Cornaro und eine alte, ihr seit Jahren bekannte Dienerin waren mit Sorglichkeit um sie beschäftigt, während Catterino im Hintergrunde des Zimmers stand, die traurigen Blicke unverwandt auf seine arme junge Herrin gerichtet.

Der Moment dieses Erwachens, wo die durchlebten Ereignisse allmälich vor ihrer Seele auftauchten und ein Blick auf ihre Umgebung Marina überzeugte, daß das alles kein Traum, sondern Wirklichkeit — er war so furchtbar, daß man aus Barmherzigkeit hätte wünschen mögen, des Wahnsinns ewige Nacht deckte ihren gequälten Geist. Nur das Bild des gemordeten Geliebten vor sich, der für sie gestorben war, das Leben grau

und leer und öde, das Herz gebrochen — nichts, woran sie sich halten, sich aufrichten konnte, saß sie da, stumm, mit thränenleerem Auge, ringend in ihrem Jammer! Die freundliche Zusprache der Frauen vermehrte nur ihre Pein, für ihr Leid gab es keinen Trost; was hatte sie überhaupt noch mit dem Leben zu schaffen? Ihr Reich war einzig bei den Todten.

Unter allen zertrümmerten Hoffnungen in ihrer Brust regte sich nur noch Eine Sehnsucht, und indem sie ihr ganzes Denken und Trachten darauf richtete, wurde es stiller in ihrer Seele. Schweigend winkte sie Catterino herbei, um sich leise bei ihm zu erkundigen, wohin man den Todten gebracht. Der Knabe, welcher darüber nichts wußte, verließ das Gemach, sich anderweitig Auskunft zu verschaffen, indeß das Mädchen still ihre Hände faltete, das Haupt zurücklehnte und die Augen schloß, so regungslos sein Wiederkommen erwartend.

Waren es Träume der Vergangenheit, denen sie sich überließ? Irrte ihr Geist durch die verödeten Räume der Zukunft — machte sich vertraut mit der Nothwendigkeit, das Leben fortan auch mit gebrochenem Herzen zu durchwandern? Oder besprach sie sich mit ihrem Schöpfer, von ihm allein einen Ausweg aus

diesem Dunkel zum Lichte erflehend? Welcher Art ihre Gedanken und Entschlüsse immer sein mochten, ob ihr Geist, vom Erdenweh umdüstert, auch das Falsche ergriff, die feierliche Ruhe, die sich allmälich über ihr Wesen lagerte, der Friede, ja, ein gewisses Hoffen, das, wie der Erfüllung nahe, aus ihren Zügen leuchtete, zeigten genugsam, daß sie das einzige, ihr auf dieser Welt noch obliegende Theil erwählt zu haben meinte.

Die Thür öffnete sich, aber statt des erwarteten Pagen sah Marina ihren Vater und Oheim eintreten. Unwillkürlich erbebte sie, nicht aus Verlegenheit oder Scheu vor Zorn und Vorwürfen der Ihrigen; nur fürchtend, nochmals in des Lebens wild bewegten Strudel zurückgestoßen, neuen Aufregungen ausgesetzt zu werden, die als abgethan für immer hinter ihr liegen mußten. Doch dieses Wiedersehen nach so furchtbarer Scene war mild und versöhnlich: ein Schlußstein auf die überwundenen Kämpfe.

Die schließlich glückliche Wendung der Cornaro'schen Angelegenheit hatte dem Groll gegen Marina die Spitze abgebrochen, und Signor Francesco näherte sich seiner Tochter freundlich; er reichte ihr die Hand und fragte in besorgtem Tone nach ihrem Befinden. Sichtlich zufrieden, sie viel gefaßter zu sehen, als es sich nach

dem heftigen Anfalle hatte erwarten lassen, sprach er von dem Vergangenen wie von einer jugendlichen Verirrung ihrer Gefühle; der Schmerz, welcher für sie daraus erwachsen, sei ihr Beweis, wie ihr Thun gleich strafwürdig vor Gott und Menschen gewesen.

Im Kloster erzogen, hatte Marina ihren Vater nur hin und wieder minutenweise wie einen Fremden am Sprachgitter gesehen; in seinem Charakter lag nichts, was einem kindlichen Gemüthe Vertrauen einflößen konnte, so daß ihr auch seit der Zeit, wo sie in seinem Hause wohnte, nie in seiner Nähe das Herz aufgegangen war; eben so wenig ließ sich erwarten, daß seine gegenwärtigen Bemerkungen überzeugend auf sie wirkten; trotzdem brach sie in lindernde Thränen aus, die ersten, die sie seit der Nachricht von dem Tode des Geliebten weinen konnte, und die, wie ihre Brust von namenlosem Weh auch zitterte, dennoch das Herz wunderbar erleichterten.

Ihr Vater, welcher darin ein Zeichen ihrer Reue zu erkennen glaubte, suchte sie in seiner Weise zu beruhigen; Geschehenes war freilich nicht rückgängig zu machen, aber er hoffte, daß Alles nach einiger Zeit wieder in's alte Geleise kommen, der Scandal, wie er sich ausdrückte, vergessen werden würde; ja, er ver-

sprach, ihre unüberlegten Schritte zu verzeihen, wenn sie von nun an es ihm überlassen wolle, für ihre Zukunft zu sorgen.

Das Mädchen sah während dieser Rede stumm vor sich nieder; Beide hatten sich nie weniger verstanden, aber warum ihrem Vater widersprechen? Nur als er in seinen Hoffnungen noch weiter gehen wollte, bat sie ihn, den Gegenstand ruhen zu lassen, da ihr Leben jetzt einzig dem Gebete für des Verstorbenen Seele geweiht sein müsse.

Der Bischof, der die Absicht, in's Kloster zu gehen, bei ihr vermuthete, schnitt weitere Erörterungen, die nur neue Dissonanzen hervorbringen mußten, dadurch ab, daß er seinen Bruder bestimmte, jetzt ihrem Wunsche nachzugeben und von den Einwirkungen der Zeit das Weitere zu erwarten, seine Nichte aber, als er ihr die Hand zum Abschiede reichte, vor einem voreiligen Entschlusse warnte und sie daran erinnerte, daß selbst das frömmste Gelübde, gegen Elternwillen begangen, dem Herrn mißfällig sei.

Marina dankte ihm mit stummen Blicken. Die Trennung wurde Beiden schwer. Auch ihrem Vater drückte Marina wärmer als sonst die Hand; vielleicht trat es ihr eben jetzt zum ersten Mal ins Bewußtsein,

wie viel sie in dem Mangel der väterlichen Liebe entbehrt hatte. Dennoch konnte sie nicht mehr zu den Ihrigen gehören: das Schwert, welches Foscarini's unschuldiges Blut vergossen, hatte für immer das Band auch zwischen ihnen zerschnitten, und erst als die Thür sich hinter beiden Männern geschlossen, sie ihnen noch einen kurzen Moment sinnend nachgeschaut, fühlte sie, daß die letzte Fessel von ihr gefallen war.

„Sie haben ihn doch noch nicht fortgebracht?" fragte Marina mit unsicherer Stimme den Knaben, der während der Anwesenheit der Herren eingetreten war.

„Nein, theure Gebieterin! Obschon gegen den Gebrauch, bleibt er bis heute Nacht im Palast, weil die Zeugen im Angesicht des Todten nochmals ihr Geständniß ablegen sollen."

„Wo ist er? Unter wessen Aufsicht?..." fuhr sie mit kaum hörbarer Stimme fort, indem sie den Pagen in angstvoller Spannung ansah.

„Der Kerkermeister hat die Schlüssel," versetzte Catterino. „Erlauchte Herrin, erinnert Ihr Euch des Alten, der im abendlichen Schatten im Hofe, der Cisterne gegenüber, an der kleinen Pforte zu sitzen pflegt? Jüngst, als Ihr in Signora Donato's Begleitung zur Gondel gingt, redete er Euch an, erzählte, daß er Euch als

kleines Kind auf den Knien geschaukelt, und daß Ihr Eurer seligen Mutter so ähnlich sähet...."

„Der! — heilige Jungfrau, hätte ich damals geahnt, daß dieser Greis es sein würde, von dem ich so bald den letzten Trost meines Lebens erbitten sollte!" sagte Marina schmerz- und gedankenvoll. „Geh', Catterino!" setzte sie hastiger hinzu. „Sage meiner Base, die dort in jenem Zimmer weilt, daß ich allein sein und auf der Gallerie frische Luft schöpfen möchte. Warte! gib mir zuvor aus deinem Taschenbuch ein paar Blätter und deinen Stift, ich habe noch mehr Aufträge für dich, die ich besser zu Papier bringe."

Nachdem der Page, der ihrem Wunsche verwundert willfahrte, das Zimmer verlassen hatte, setzte sie sich an den Tisch, um zu schreiben. Die Worte schienen sie seltsam zu bewegen; sie legte den Stift hin und drückte die Hand vor die Stirn. Ihre Brust hob sich schneller, und eine Thräne stahl sich zwischen den seidenen Wimpern hervor. Doch den inneren Sturm, der plötzlich über sie kam, gewaltsam bekämpfend, stand das Mädchen auf und ging ein paar Mal mit schnellen Schritten durch das Zimmer.

„Schwaches, furchtsames Herz, hängst du noch am Leben, das für dich nichts ist, weniger als nichts —

nur eine Quelle, so reich an Leid, daß, wenn du weinen könntest — weinen Tag und Nacht, du sie doch nimmer erschöpfen würdest? Was ist es also, das dich so bange schlagen macht? Die Hülle der Raupe muß zerspringen, soll der schöne Schmetterling zum Sonnenlicht ersteigen!.... Und wäre es zur ewigen Finsterniß, theilt' ich sie doch mit ihm! Dachte Er an das Morgen, an den scharfen Stahl, an das verzuckende Leben — das grause Bild des Todes — als er für meine Ehre sterbend die edle Seele aushauchte? Und ich sollte den dunklen Weg scheuen, den sein Geist vor mir wandelte?"

Sie hielt gedankenvoll inne. „Sünde?.... Nein! Kann Sünde sein, was uns vor schlimmerer Sünde bewahrt? Leben und über seinem Grabe seinem Mörder meine Hand reichen, wäre Meineid — denken können, daß ich es that, des Wahnsinns schlimmster Wahnsinn — eine Hölle, die jede Stunde neue Qual zur alten häufte! Denn ob auch Elternwille den Bund segnete, er bliebe dennoch Unnatur, fluchwürdige Schande!...."

Des Mädchens Auge leuchtete, ein fast überirdischer Glanz strahlte aus ihren Zügen, als sie sich wieder setzte und mit Entschlossenheit ein kurzes Billet an ihren Oheim schrieb, worin sie ihm ihren Wunsch, neben Foscarini zu ruhen, als letzte Bitte an's Herz legte,

und es ihm zur Pflicht machte, dafür zu sorgen, daß ein Theil ihres mütterlichen Vermögens, worüber ihr die Verfügung zustand, ihrem Pagen, der ihr mit Treue gedient, vermacht werde. Im Uebrigen bat sie, denselben gleich nach ihrem Tode seines Dienstes im Palast Cornaro zu entlassen. — Ein zweites Billet richtete sie an den Senator Contarini, worin sie den Pagen und Foscarini's Gondolier Bertuccio, die beide ihr und dem Verstorbenen ergebene Liebesboten gewesen, der Familie Zeno als ein Vermächtniß empfahl.

Nachdem sie die Papiere sorgfältig geschlossen und unter ihrem Mieder verborgen hatte, stand sie auf, um sich in ihren Zendaletto zu hüllen. Derselbe hing über einen Armstuhl, und als sie danach faßte, bemerkte sie daneben Catterino's Dolch und ihren Gürtel, den die Frauen während ihrer Ohnmacht nicht schnell genug hatten aufschnüren können und sich deßhalb, ihn zerschneidend, der Waffe bedient hatten. Wie der bräutliche Gürtel, noch ehe er die Braut geschmückt, zerrissen, so waren auch ihre Hoffnungen vor der Blüthe schon geknickt!...

Mit bitterem Gefühl schob sie ihn hastig bei Seite und griff statt dessen heimlich nach dem Dolche, es dem Zufalle dankend, der ihr auf diese Weise die peinliche

Scene, erst darum bitten zu müssen, ersparte. Dann sah sie sich nach Catterino um, der zurückgekehrt, schweigend am anderen Ende des Gemaches wartete. Sie winkte ihm, ihr zu folgen.

„Edle Gebieterin, Ihr werdet doch nicht hin....?" bat der Page, welcher unentschlossen vor der Thür stehen blieb. „O bedenkt, was Euer erlauchter Vater dazu sagen würde! Bedenkt Euren Zustand — Ihr seht so blaß und krank aus!...."

„Bedenken!" wiederholte Marina mit schmerzlicher Ironie. „Still, die Zeit eilt! — Knabe, wüßtest du, wie meine Seele nach seinem Anblick schmachtet, wie ihn sehen der Tropfen aus jenem Lebensquell ist, von dem der Himmlische sagte, daß er den Durst auf ewig stillt — Knabe, ich kenne dein Herz, du würdest aus Mitleid voraneilen, statt zu zögern!.... Oder," fügte sie nach augenblicklicher Pause mit verändertem Ton hinzu, „fürchtest du den Zorn meines Vaters? Armes Kind, du bist von seiner Gnade abhängig — so bleib'! Sage mir nur den Weg, denn du kennst ihn besser, als ich, die ich ein Fremdling bin in den Hallen meiner eigenen Familie!"

„Nein, theure Signora, ich verlasse Euch nicht!" rief Catterino, der seine Lippen auf ihre Hand drückte.

„Was auch darauf folgen mag, Eure Befehle vollziehe ich, so lange ein Lebenshauch in mir ist!“

„So komm! Du brauchst auch nichts zu fürchten — dich trifft keine Verantwortung,“ sagte sie, ihn beruhigend. „Es ist nur ein kurzer Weg — auf der Schwelle des Todes scheiden sich unsere Bahnen.“

Obgleich der Page den eigentlichen Sinn ihrer Worte nicht verstand, so lag doch etwas Düster=Feierliches in ihrem Wesen, das ihn betroffen machte. Er wollte darauf erwidern, aber sie legte den Finger auf die Lippen und schritt eilig auf den Gängen und Corridoren weiter.

Die Trabanten und Hellebardiere nahmen keinen Anstand, sie passiren zu lassen, und wo einer oder der andere Schwierigkeiten erhob und sie nach ihrem Ziele fragte, genügte, da sie das Merkwort nicht kannte, der Name Cornaro, um ihr die Pforten zu öffnen.

So gelangten Beide ohne Aufenthalt in die dunkle Region des nach dem Rio della Paglia hinaus gelegenen Palasttheiles, wo sich die Gefängnisse und der Richtplatz befinden. Bei dem Anblick der schweren eisernen Thüren, der düsteren Gänge, unter deren gewölbten Bogen die Tritte schaurig widerhallten, wurde des Mädchens Ausdruck immer tiefsinniger, ihr Athem

beklommener, hastiger ihr Gang. Dennoch war sie gezwungen, öfter stehen zu bleiben und sich auf den Arm ihres Begleiters zu stützen, der sie in bangem Schweigen beobachtete.

Endlich war die Wohnung des Kerkermeisters erreicht. Indeß sie draußen, tief in ihren Schleier gehüllt, wartete, mußte sich der Page zu demselben hineinbegeben, mit dem Gesuche, einer Dame, die dem Cavalier Foscarini verlobt gewesen, den Trost zu gestatten, den edlen Todten noch ein Mal sehen zu dürfen.

Wie Catterino hier erfuhr, war Foscarini's Leiche auf Befehl Sr. Hoheit bereits nach der herzoglichen Capelle gebracht worden. Die Thüren derselben waren schon geöffnet, weil das Zeugenverhör dort binnen einer halben Stunde stattfinden sollte.

Da der alte Mann durch seine Willfährigkeit keine Pflichtverletzung beging, so erbot er sich, voll Theilnahme für ihr Unglück, die Dame selbst auf näheren Wegen zur Capelle zu geleiten.

Voranschreitend, führte er sie über Corridore und Gänge, eine kleine Treppe hinauf. Auf der obersten Stufe stehen bleibend, deutete er auf eine schwarz verhangene Thür.

„Wir sind am Orte, Signora... Wollen Eure

Gnaden allein hinein?“ fragte der alte Mann mit besorgtem Ton. „Der Anblick des Todes ist kein passendes Bild für die Jugend.“

Marina, der das Blut gewaltsam nach dem Herzen drang, nickte stumm. Sie überreichte ihm als Beweis ihres Dankes einen Ring, dann machte sie ihm mit bittender Geberde ein Zeichen, sie zu verlassen.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Sobald der Kerkermeister sich entfernt hatte, hob Marina den Schleier, und zu Catterino gewandt, zog sie ihre Billete hervor.

„Du brauchst nicht zu warten, ich finde von hier aus den Weg allein zurück," sagte sie leise. „Geh' jetzt und besorge diese Briefe an Signor Contarini und meinen Oheim, aber — übergib sie Beiden eigenhändig... Und nun hab' ich noch etwas auf dem Herzen," fuhr sie mit gepreßtem Ton fort, während sie dem Pagen voll Wehmuth ins Auge schaute und krampfhaft seine Hände drückte. „Dieses letzte Wiedersehen des Todten schließt meine Vergangenheit ab — ich muß von nun an ein neues Leben beginnen, und möchte, ehe ich diese Thürschwelle überschreite, dir, der du der einzige Vertraute meines Glückes warst, der letzte Zeuge meines Jammers bist, für die geleisteten Liebesdienste ein

Zeichen meiner Dankbarkeit geben, das zugleich ein Andenken an schöne, glückliche Tage ist."

Dabei nahm sie ein goldenes Kreuz von der Brust, auf welchem fremde Charaktere eingegraben waren.

„Es ist das Theuerste, was ich besitze — ein Amulet, dem die Kraft innewohnt, das Herz dessen, der es trägt, in Keuschheit und Treue zu erhalten. Eine Nonne schenkte es einst meiner Mutter, die es sterbend um meinen Hals hing, und nie bis zu dieser Stunde kam es von meiner Brust. Bewahre es sorgfältig und gib es einst der Jungfrau, welcher du dich fürs Leben weihst. Aber hüte dich — denn brächest du ihr die Treue, du würdest ihr das Herz mit zerbrechen!"

Sie hielt inne, drückte das Kreuz an ihre Lippen und reichte es dann dem Knaben, der während der ganzen Zeit stumm und wie an den Boden gewurzelt da gestanden hatte, plötzlich aber in Thränen ausbrach, vor ihr niederstürzte und ihre Knie umklammerte.

„Was thust du, Catterino? Wie — freust du dich nicht über mein Geschenk? Laß ab und geh' nun!" sagte sie, ihn sanft fortdrängend.

„Freuen — wohl freue ich mich, und dennoch drückt es mir vor Angst das Herz ab. O, geht nicht dort hinein! . . . Signora, ich lasse Euch nicht, ich hänge

mich an Eure Schritte!“ rief er, aufgeregt und von dunklen Ahnungen gequält, die er sich selbst kaum erklären konnte.

Marina schüttelte den Kopf. „Was willst du? Er starb für mich, und ich sollte seinen Anblick scheuen? Du bist noch jung, aber dein Gefühl muß dich lehren, daß nicht so die große Schuld abgetragen wird.“

„Wollt Ihr ihn durchaus sehen, nun denn — so erlaubt mir, daß ich Euch begleite,“ bat Catterino, der sie noch immer festhielt, mit Thränen. „Ich liebte den edlen Cavalier ja auch; laßt mich mit! ich will mit Euch weinen und beten an seinem Sarge.“

Das Mädchen athmete tiefer. „Knabe, ich brauche Fassung!“ rief sie, sich fast gewaltsam losmachend. „Diesen Weg muß ich allein wandeln. Zeige, daß du es in Wahrheit treu mit mir meinst — daß dein Geist groß denkt, in deiner Brust ein männlich starkes Herz schlägt!... Und nun geh' und vollziehe meinen Auftrag!“

Sie trat schnell auf die Thür zu, hob mit fester Hand den Vorhang und verschwand hinter demselben.

Da stand sie und überschaute den Raum, welcher ihre ganze Welt umschloß, alles — was dem Leben höhere Deutung gegeben, ihren Blick von der Welle

der flüchtigen Stunde hinauf zum ewigen Urquell gelenkt hatte!

Das Innere der Capelle war düster; die Fenster, schmal und von farbigem Glase, ließen das Tageslicht nur spärlich ein, dessen gedämpfter Strahl seltsam mit dem flackernden ungewissen Schein brennender Kerzen kämpfte. Die schwarze Wandbekleidung und der mit gleichfarbigen Teppichen belegte Fußboden trugen noch dazu bei, das herrschende Dämmerlicht und damit das Unheimliche des Eindrucks zu verstärken. Der Thür gegenüber auf einem Katafalk stand, mit scharlachrothem Tuch behangen, der Sarg, um welchen die geweihten Kerzen auf riesigen Candelabern brannten. Es war der Hauch des Todes, der den heiligen Ort schaurig durchwehte und dem Mädchen tief bis ins innerste Mark drang.

Langsam trat sie auf die Erhöhung zu; ihre eiskalten Finger faßten nach der Decke, aber von namenloser Scheu ergriffen, zuckte sie unwillkürlich wieder zurück, ehe sie das Herz hatte, das Leichentuch leise abzuheben. Die Blicke in starrer Unbeweglichkeit auf den Todten gerichtet, blieb sie vor ihm stehen, ohne ein Glied zu rühren.

Waren es Thränen, dicke, schwere Thränen, die ihr die Augen fast aus den Höhlen drängten und die

Ränder mit einem blutigen Schein umzogen? oder hatte ein innerer Krampf alles Blut und Leben auf den Sehnerv gedrückt und hier festgebannt, so daß ihre Augen, weit aufgerissen, sich weder bewegen noch schließen konnten? Es war, als hätte dieser starre, wilde Blick durch seine unheimliche Gewalt noch einmal Leben aus den erstorbenen Zügen saugen, die geschlossenen Augen des Todten, aus denen dem Mädchen das Glück gestrahlt — ein Götterfunke zündend in ihre Seele gefallen war, wieder dem Lichte öffnen müssen! Nie sollte sie ihr Leuchten mehr schauen, nie diese erblichenen Lippen mehr lächeln sehen... Zitternd nahm sie die Hand des Todten. Es durchrieselte sie schaurig, aber nur fester preßte sie dieselbe zwischen ihren Fingern, drückte sie an ihre Brust, hauchte ihren warmen Lebensathem darauf. Vergebens! Das Leben war für immer daraus entflohen... Sie beugte sich über des Geliebten Antlitz, strich die braunen Locken aus seinen Schläfen und küßte ihm Stirn und Mund.

„Wie kalt, wo so viel Wärme geglüht!" sagte sie leise, und die eigene Spannung ließ allmälich nach, ihre Züge gewannen einen sanfteren Ausdruck. „Sie haben ihn gemordet, und er starb für mich — für mich erlosch das schöne Leben... Wie träumte sich's so

süß, an seiner Seite zu wandeln! O, Geliebter, so laß mich sterbend bei dir ruhen! Wenn deine Seele noch in dieser dunkeln Kerkergruft weilt, laß sie mich umschweben, bis die meine, von den Körperbanden befreit, mit dir vereint vor Gottes Angesicht tritt; sei du auch dort mein Schirm und Schutz — in der Welt der Sonnen meine schönste Sonne!..."

Sie zog den Dolch hervor und befühlte seine Spitze.

„Wie wäre meine Hand zu anderer Zeit vor der Berührung seiner Schärfe zurückgebebt!" flüsterte sie. „So kann eine Stunde unsere ganze Natur umgestalten! Wie leuchtete mir gestern noch die Erde so hell im Glanze der Hoffnung und Liebe, und heute — nur noch ein weites Grab, worin ich all meine Qual versenke, um frei und leicht zu den ewigen Höhen zu steigen. Leben ist nur noch Tod — sterben, todt an seiner Seite liegen, ist Leben!"

Sie sank neben dem Sarge auf die Knie und betete leise.

„Geliebter! der Schmerz wird süß sein, wie ein Kuß von deinen Lippen. Ich komme — dein treues Mädchen! Leib und Seele blieben dir geweiht — ich darf getrost bei dir schlafen!"

Mit der einen Hand die Leiche umschlingend, stieß

sie sich mit der anderen den Dolch in die Brust. Sie sank zurück, das brechende Auge noch immer auf des Verblichenen Antlitz gerichtet.

„Der Allmächtige sei unseren Seelen gnädig!“ flüsterte sie kaum hörbar.

Mit Mühe lehnte sie ihr Haupt an seine Brust. Noch einmal zuckte das erlöschende Leben durch ihre Glieder; dann schlossen sich die Augen — es wurde grabesstill.

Sie, die sich auf Erden vergebens gesucht, fanden sich dort oben, denn ihre Geister gehörten zusammen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Kaum hatte Marina's Seele den Körper verlassen, als die Thür geöffnet wurde und unter Vortritt eines Secretärs die Staats-Inquisitoren Molino und Bembo erschienen, gefolgt von dem Messier grande und einigen Fanti, welche die beim Processe betheiligten Zeugen hereinführten.

Leider hatte die Zahl der letzteren auf die minder Schuldigen beschränkt werden müssen, denn wie die ausgesandten Beamten gemeldet, waren an demselben Morgen die Zofe der Marchesa de Castro, Vano von Salo und Dominicus von Venedig, jeder an dem Orte seiner vorgehabten Beschäftigung, todt in ihrem Blute schwimmend gefunden worden. Ob Selbstmord oder

eiue fremde Hand ihrem Leben eine Ende gemacht, blieb bei den damaligen socialen Zuständen, wo unter dem Schreckenssystem der Zehn Menschenleben leicht ins Gewicht fielen, und die Untersuchungsgerichte weniger sorgfältig als heute verfuhren, unermittelt.

Wie sehr dieses seltsame Zusammentreffen auch befremden mußte, so durfte der Verdacht doch nicht laut reden, denn seine Quelle leitete zu Regionen, wo auf unsicherem Boden jeder Fehltritt in die feuchte Tiefe der Pozzi hinabführte.

Die Verbrecher hatten somit zwar ihre verdiente Strafe gefunden, aber die Hoffnung, Licht über die dunkeln Triebfedern dieser schändlichen Intrigue gebreitet zu sehen, war für damals wenigstens vereitelt, weil alle übrigen Zeugen nur als leidige Werkzeuge jener beiden Anstifter gehandelt hatten.

Die Eingetretenen, zu denen sich gleich darauf der Bischof Cornaro, Marina's Billet in der Hand, voll Schmerz und Bestürzung gesellte, standen bei dem Anblick des unglücklichen Paares stumm und tief erschüttert. Lautlose Stille herrschte in dem düstern Kreise; unter all diesen Männern war keiner, von dem nicht die Todten einen unbezahlten Schuldbrief mit in die Ewigkeit genommen, der erst dort oben vor dem Richter

aller Richter getilgt werden konnte. Sie, die man als Gefangene hieher geführt, um im Angesicht des unschuldig Gemordeten ihre Sünden zu beichten und dann ihre irdische Strafe abzubüßen; waren nur die kleineren Schuldner und trotz des vor ihnen liegenden dunkeln Weges vom Schicksal begünstigt gegen Jene, die das „Schuldig" über sie sprachen, aber die Last der eigenen, größeren Schuld heimlich durchs Leben und über die Grenze des Diesseits hinaus zu tragen verdammt waren.

Die Zeugen legten bereitwillig das Geständniß der Wahrheit ab. Besonders war es Bocconio, der voll tiefer Reue das begangene Verbrechen beklagte, den Todten um Verzeihung bat und mit Standhaftigkeit und Ergebung die über ihn verhängte Todesstrafe erlitt.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Monate waren nach dieser traurigen Katastrophe verstrichen.

Beide Liebende ruhten, von einer Gruft umschlossen, in der Kirche San Maria gloriosa dei Frari. Foscarini's Unschuld war öffentlich bekannt gemacht und sein Leichenbegängniß nicht allein mit dem üblichen Schaugepränge und allen seinem hohen Range gebührenden Ehren ausgestattet gewesen: ganz Venedig, von dem Dogen und den Mitgliedern aller Tribunale bis zu der niedrigsten Volksclasse hinab, hatte die Betheiligung an dieser Feier als eine Ehrenpflicht erkannt, so daß dieselbe den Charakter eines nationalen Trauerfestes, zugleich aber auch den einer stummen Demonstration gegen den Rath der Zehn erhalten hatte.

Die äußere Physiognomie von Venedig erschien, wie immer, lachend und munter; Masken wogten auf

der Piazza, Improvisatoren und Harlequins trieben, von fröhlicher Menge umgeben, ihre Künste, die Gondeln schaukelten auf den Lagunen, Musik und Gesang pflanzten sich fort von Canal zu Canal. Doch die innere, nur den Eingeweihten sichtbare Seite des Bildes war düster und unheimlich; die Stille, welche hier herrschte, der dumpfen Schwüle vergleichbar, die dem Ausbruch des Scirocco vorherzugehen pflegt. Zeno schmachtete in den unterirdischen Gefängnissen, Foscarini lag ungerächt in seinem Grabe, und wie sehr man auch bemüht gewesen, sein Todesurtheil mit einem Schein des Rechtes zu bemänteln, er war nichts desto weniger als ein Opfer der Bosheit gefallen, und Recht und Freiheit lagen mit ihm eingesargt. Die Decemvirn hatten die Geißel der Tyrannei nie furchtbarer geschwungen; aber ob auch in Kerkergrüften und im tiefen Schooße des Todes jeder Laut der Unzufriedenheit erstickt wurde, dennoch konnten sie, die den Reformator gekreuzigt, den Geist der Reformation nicht mit vernichten; wie grabesstill es schien, in den Gemüthern gährte es gewaltig: jeder Edelmann war entschlossen, Foscarini's Tod zu rächen und durch die Befreiung des Vaterlandes ihm ein unsterbliches Denkmal zu setzen.

Doch nicht geheime Verschwörungen, nicht offene Empörung waren die Mittel zu diesem großen Ziele; Gewalt würde sie erstickt und die Ketten der Knechtschaft nur enger gezogen haben. Als aber die Zeit kam, wo das allerhöchste Tribunal durch die Wahlen des Großen Rathes erneuert werden mußte, da erhielt kein Candidat die nöthige Stimmenzahl. Was der Rath auch thun mochte, wie oft die Wahlen erneuert, welche schweren Strafen angedroht wurden, der Adel, Alle für Einen stehend, hielt seinen Schwur. Eine echt venetianische Rache! Die ganze Existenz des Rathes der Zehn und der Staats-Inquisitoren stand in Frage; eine Gefahr, die Alles in ihrem Sturme zu vernichten, das ganze Fundament der Verfassung umzustürzen drohte; die den starren Sinn auch des ehrgeizigsten Oligarchen brach!

Jetzt endlich war der Zeitpunkt zum Handeln für den Adel gekommen: Einstimmig trug der große Rath Contarini, der als Foscarini's väterlicher Freund, als nächster Verwandter Zeno's dem Rache- und Sühnewerk am nächsten stand, das wichtige Amt eines Avogadors an.

Diesem Greise, welcher immer Friede und Ruhe der Größe und dem Ehrgeize vorgezogen, der nie unter

den Staatsmännern hervorgeragt, zum Parteihaupte weder Fähigkeit noch Neigung besessen — jetzt alt, vom Unglück mehr als durch die Jahre gebeugt war; — ihm war es vorbehalten, die blutige Frucht für sein Vaterland zu schneiden, das Werk der Freiheit zu vollenden, an dem der Tod mehr als das Leben gearbeitet hatte.

Contarini nahm die hohe Mission auf sich, und sobald seine Wahl durch die nöthigen Formalitäten legitimirt war, griff er von der Rednerbühne des Großen Rathes herab alle im Processe des Ritters Zeno vorgekommenen Unordnungen an, bewies, daß die in den Gemächern des Dogen verfertigte Schrift wider denselben ein Unding, den Gesetzen gerade entgegen, also ihre Befolgung unmöglich gewesen, und intromittirte sie mit allen daraus entstandenen Consequenzen: Zeno's Festsetzung, dem öffentlichen Aufrufe gegen ihn, seiner Verbannung und der jetzigen Kerkerhaft. Er berief sich dabei auf den Großen Rath, dem als wahren Monarchen der Republik das Recht der Entscheidung über diese Angelegenheit allein zustehe. Ja, er, der nichts mehr vom Leben zu hoffen, wenig zu fürchten hatte, deckte mit kühner Hand alle Schäden und Mißbräuche des höchsten Tribunals auf, das in der aristo-

kratischen Verfassung eine Oligarchie aufgebaut und damit die Grundlage der Republik, die Gleichheit und Freiheit ihrer Bürger, zertrümmert hatte.

Was Zeno vergebens erstrebt, was Foscarini mit seinem Leben bezahlt hatte, jetzt gelang es! Denn die Frucht war reif, und ein leiser Windhauch machte sie abfallen, wo bisher der Orkan vergebens an ihr gerüttelt.

Zeno's Freiheit wurde augenblicklich bewirkt und unter seiner Hand eine gründliche Reform des höchsten Tribunals eingeleitet, welche nach mannigfachen und schweren Parteikämpfen endlich die Gewalt des Rathes auf die einschränkenden Gesetze zurückführte, welche hatten gegeben werden müssen, als das Tribunal zum ersten Mal in willkürlicher Ausartung seiner Befugnisse, nur der Herrschsucht und dem Parteihasse folgend, den Dogen Francesco Foscari, einen Vorfahren unseres Helden, aus eigener Machtvollkommenheit abgesetzt, dessen Sohn Jacopo aber seiner Rachsucht geopfert hatte.

So bediente sich die Vorsehung zweier Sprößlinge des nämlichen berühmten Geschlechtes, die, zwei Jahrhunderte auseinander, als unschuldige Opfer hatten fallen müssen, um die Tyrannei dieses furchtbaren

Tribunals zu brechen und den Staat vor schnellerem Untergange zu bewahren.

Venedig athmete auf. Sein befreiter Genius konnte noch einmal — für kurze Zeit — die Schwingen heben. Der schlaftrunkene Löwe von San Marco, der fast ein Jahrhundert in einer Starrheit gelegen, die dem Todesschlafe gleich kam, von frischer Lebenskraft verjüngt, bäumte sich wieder zum Sprunge; eine neue Aera begann, und hoffnungsvoll blickten seine Bürger in die verschleierte Zukunft. —

Zeno wurde mit noch zwei seiner Partei angehörenden Senatoren zum Chef des neu constituirten Rathes und zum Staats-Inquisitor gewählt. Aus dem Kerker zu so hoher Ehrenstelle emporgehoben, folgte er dem Rufe des Vaterlandes mit jenem Gleichmuth, welcher in dem Leben des Einzelnen wie in dem ganzer Nationen eine höhere Ordnung erkennt, und blieb auch mit kurzen, durch das Gesetz vorgeschriebenen Unterbrechungen bis zum Ende seines Lebens in seiner Würde. Die erlittenen Kränkungen, besonders aber der schwere, ihn nie mehr verlassende Kummer um den Freund hatten seinem ursprünglich unruhigen und gereizten Geiste eine Mäßigung und Duldsamkeit verliehen, welche ihn erst bei seinen sonstigen großen Eigenschaften und echt

republikanischen Tugenden befähigte, auf die Geschicke seines Vaterlandes einen segensreichen Einfluß zu üben und seinen Namen dem der ersten Staatsmänner desselben beizugesellen. Sein Leben gehörte nicht mehr ihm selbst; es war dem Wohle der Menschheit geweiht: hatte er etwas gegen den Einen verschuldet, indem er dessen glückliche Bahn durchkreuzte, ihn in seine Kämpfe hineinzog, so machte er es gut gegen Tausende, und das war die wahrhaftige Sühne des Mannes.

Für die ihm durch Marina empfohlenen Diener zu sorgen, galt Zeno als heilige und theure Pflicht. Von Bertuccio, der auf ihn die Foscarini bewiesene Treue übertrug, trennte er sich nicht wieder. Catterino, für den Dienst des Vaterlandes erzogen, von Zeno's mächtigem Arme geschützt, durch sein edles Beispiel angefeuert, wurde in einflußreicher Stellung ein geehrter Bürger seines Vaterlandes, Marina's Kreuz die Morgengabe einer liebenden und geliebten Gattin: der Talisman ihres Glückes.

Molino war der Einzige unter den Gegnern, der sich durch seine geistige Ueberlegenheit eine bedeutende Stellung bewahrte; alle Uebrigen: Francesco Cornaro, Bembo, Donato — wurden von der Höhe, auf welche Ehrgeiz, Herrschsucht und Intrigue sie einen kurzen

Moment getragen, wieder herabgezogen. Die richtende Nemesis fanden sie in ihrem Innern, äußerlich lebten sie unangefochten weiter: Foscarini hatte gegen das Princip, nicht gegen die Vertreter desselben gekämpft; diese blieben stehen, jenes brachte er zum Wanken, und so hatte er nicht vergebens gelitten.

Sein Tod krönte sein Werk, und sein Name strahlt, rein von der Schmach des Hochverraths, unter den Helden seines Vaterlandes — unter den Helden und Martyrern aller Zeiten, die, als Träger einer neuen Ordnung, opferfreudig für sich des Grabes dunklen Schooß erwählen, um über ihre Mit- und Nachwelt das Licht der Wahrheit siegreich zu entzünden.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende interessante Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Möllhausen, Balduin**, Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. 2 Abtheilungen in 4 Bdn. Geh. 6 Thlr.

**Müller, Otto**, Der Wildpfarrer. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

**Oliphant**, Agnes. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

**Ouida**, Strathmore. Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

**Pasqué, Ernst**, Die Komödianten-Hexe. Ein Nachtstück aus der Zeit der Allonge. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

**Scheffel, Joseph Victor**, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. 3. Auflage. In eleg. lithogr. Umschlag. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Schwartz, Marie Sophie**, David Waldner. Roman. Aus dem Schwedischen. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

**Schwartz, Marie Sophie**, Sein oder Nichtsein. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

**See, Gustav vom**, Geheimnisse des Glückes. Roman. 4 Bände. Geh. 6 Thlr.

**Smidt, Heinrich**, Ein Berliner Matrose. See-Roman. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

**Spielhagen, Friedrich**, Gesammelte Werke in 12 Bänden. Band 1—8. Preis für 12 Bände 4 Thlr.

**Spielhagen, Friedrich**, In Reih' und Glied. Roman. 5 Bände, Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

**Steffens, Feodor**, Die Schulgefährten. Bilder aus der „bösen Welt". 2 Bände. Geh. 2 Thlr.

**Wachenhusen, Hans**, Der Mann in Eisen. Roman. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Wachenhusen, Hans**, Rouge et Noir. Roman. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Bd. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 1 Thlr.

**Wachenhusen, Hans**, Unter dem weißen Adler. Roman aus Polens jüngster Vergangenheit. 3 Bände. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

**Wachenhusen, Hans**, Die Verstoßene. Roman. 2 Bände. Geheftet 2 Thlr. 7½ Sgr

**Wachenhusen, Hans**, Werke. 12 Bände. Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Geh. 4 Thlr.

**Wichert, Ernst**, Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

**Wilhelm**, Hof und Wald. Geh. 1 Thlr.

**Wolfram, Leo**, Ein Goldkind. Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

**Wolfram, Leo**, Verlorene Seelen. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

**Wood, Mrs. Henry**, Elster's Thorheit. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.